Am Wachtfeuer.

Eine Erzählung

für

meine jungen Freunde.

Von

Franz Hoffmann.

Mit vier Stahlstichen.

Stuttgart.

Verlag von Schmidt & Spring.

[1871]



Am Wachtfeuer.

Eine Erzählung
für
meine jungen Freunde.

Von
Franz Hoffmann.

Mit vier Stahlstichen.

Stuttgart.
Verlag von Schmidt & Spring.
[1871]

Druck von Woerner & Comp. in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Die Razzia.

An einem heiteren Tage saßen vor einem Kaffee-Hause in Algier einige Offiziere der französischen Armee in lebhafter Unterhaltung beisammen. Obgleich sie durch ein weit vorspringendes Zelt-Dach vor der unmittelbaren Einwirkung der glühenden Sonnenstrahlen geschützt waren, blieb die Hitze doch immer noch lästig genug, und die Offiziere, meist junge Leute aus reichen und vornehmen Familien, hatten deßwegen keinen Anstand genommen, es sich so bequem wie möglich zu machen. Ihre Säbel standen abgeschnallt in einem Winkel beisammen; ihre Uniformen hatten sie aufgeknöpft, und die Kopfbedeckungen bei Seite geworfen. Sie tranken Kaffee und in Eis gekühlten Scherbet, und rauchten dazu Cigarre oder Tschibuk, Jeder nach seiner besonderen Liebhaberei und eigenthümlichem Geschmack.

Die Aussicht von der Plattform des ziemlich hoch gelegenen Kaffee-Hauses war außerordentlich schön. Man übersah von hier aus einen großen Theil der Stadt Algier mit ihrem Hafen und ihren Festungswerken, und darüber hinaus erstreckte sich bis an den Saum des fernen Horizontes hinüber das wunderbar herrliche, tiefblaue Meer mit seinem blitzenden Wellenspiegel, auf welchem Dampf- und Segelschiffe rastlos hin und her glitten, und so die prachtvollste Staffage auf dem glänzenden See-Gemälde bildeten.

Die Offiziere achteten indeß nicht viel auf die schöne Aussicht; kaum, daß ihr Einer oder der Andere einen flüchtigen Blick zuwendete. Sie waren zu eifrig in ihr Gespräch vertieft, als daß sie etwas Anderem hätten Aufmerksamkeit schenken können.

„Sie verstehen das nicht, junger Mann," sagte eben ein Offizier, dessen Uniform die Kapitäns-Abzeichen aufwies, zu einem blutjungen Lieutenant. „Hören Sie einmal Gerard von seinen Jagd-Abenteuern sprechen, und Sie werden bald eine ganz andere Meinung von den Gefahren einer Löwenjagd bekommen. Sie wissen, Kapitän Gerard ist in dieser Sache eine Autorität, selbst die Araber nennen ihn nur den Löwentödter."

„Es wird nicht so schlimm sein, wie Sie es ausmalen, Kapitän," versetzte der Lieutenant mit einem wegwerfenden Achselzucken, indem er zugleich mit übermüthiger Miene die kurzen Spitzen seines eben erst sprossenden, kleinen Schnurrbärtchens zu kräuseln versuchte. „Thier ist Thier, und Wild ist Wild, gleichviel ob es ein Hirsch oder ein Löwe sei. Mit Geistesgegenwart und einer guten Büchse braucht sich der Jäger vor Nichts zu fürchten. Ich habe in den Ardennen Wölfe, und in den Pyrenäen Bären gejagt und erlegt, und werde mich wahrhaftig nun nicht mehr vor dem Brüllen eines Löwen fürchten. Meines Zieles bin ich gewiß, und meine Kugel tödtet das Wild, den Löwen so gut, wie jedes Andere."

„Ich möchte nur, Gerard wäre hier, er würde Sie schnell eines Anderen belehren," erwiederte Kapitän Villaret. „Den Löwen mit Wölfen oder Bären vergleichen wollen, heißt eben so viel, als eine Hauskatze dem bengalischen Königstiger gleich zu stellen!"

„Als ob ich nicht schon Löwen die Hülle und Fülle gesehen hätte," versetzte Robert Grouchy, der junge Lieutenant, mit spöttischem Lächeln. „Im Jardin des Plantes in Paris gibt es Junge und Alte in Menge. Es sind eben Thiere,

wie Andere auch. Ihr Schädel ist nicht von Eisen, und ihre Haut ist kein Schuppen-Panzer. Mit meiner Büchse bewaffnet, fürchte ich den Löwen nicht, denn ich weiß, daß ich sein Herr bin, Herr über Tod und Leben."

„Mein lieber, junger Freund," nahm ein anderer Offizier, Kapitän Renard, das Wort, „Sie vergessen ganz und gar oder wissen nicht, daß die Löwen des Jardin des Plantes, und die Löwen der afrikanischen Wüste, sehr von einander verschiedene Geschöpfe sind. Sehen Sie erst einmal den König der Thiere, den ‚Herrn mit dem dicken Kopfe', wie ihn die Araber nennen, in seiner Freiheit, sehen Sie, wie er majestätisch einherschreitet, hören Sie sein Gebrüll, das wie ein Donner über die weite Ebene dröhnt, sehen Sie sein rollendes Auge, das feurige Blitze schießt, — und wenn Sie dann noch, zehn Schritte ihm gegenüber, ihre Kaltblütigkeit und Besonnenheit behalten, dann werden Sie sie wahrscheinlich niemals in irgend einer Verlegenheit oder Gefahr verlieren."

„Eh bien, man wird ja sehen," versetzte Robert Grouchy ein wenig spöttisch und übermüthig. „Wenn mir einmal ein Löwe in den Weg läuft, soll er wenigstens seinen Mann an mir finden. Uebrigens rechne ich darauf, daß Kapitän Gerard gelegentlich einen Jagdzug mit mir unternimmt. Er und mein Vater sind intime Freunde, und mein Vater hat mir einen Brief an ihn mitgegeben."

„Und kennen Sie den Kapitän persönlich?" fragte ein anderer Offizier, Lieutenant Moustier.

„Das nicht," erwiederte Robert. „Als er meinen Vater zum letzten Male besuchte, befand ich mich auf der Militär-Schule. Aber ich weiß, er ist jetzt in Algier, und ich werde ihn dieser Tage aufsuchen."

„Nun denn, einen guten Rath, den Sie nicht mißachten und übel deuten wollen, lieber Robert," fuhr Lieutenant Moustier fort. „Wenn Sie mit Gerard zusammenkommen, so hüten Sie sich, geringschätzig von dem Könige der Wüste

zu sprechen. Er liebt das gar nicht, und wenn Sie es thäten, würde er Sie für einen Bramarbas, einen Großprahler halten, und ganz gewiß von seiner Seite nichts thun, um Sie mit einem so edlen Gegner, wie dem Löwen, bekannt zu machen."

„Diantre! Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir das sagen, Moustier," sagte Robert lebhaft. „Wahrhaftig ich sehne mich danach, Eurem Könige der Wüste da eine Kugel zwischen die Rippen zu jagen, und ich weiß recht gut, daß mir Kapitän Gerard am leichtesten zu diesem Vergnügen verhelfen kann, weil er alsbald von den andern gerufen wird, wenn sich das Raubthier in der Nähe ihrer Dörfer zeigt und ihre Vieh-Heerden decimirt. Aber ich will ihm später schon beweisen, daß eine Büchsen-Kugel von Robert Grouchy nicht zu verachten ist. Drei Wölfe habe ich einmal, an einem einzigen Abend, jeden Einzelnen durch eine einzige Kugel niedergestreckt. Euren Löwen wird es, denk' ich mir, nicht viel besser ergehen."

„Ich bin sogar überzeugt, daß sie den drohenden Blick des Herrn Lieutenant Grouchy nicht einmal aushalten, sondern beim ersten Blinzeln Reißaus nehmen werden," sprach jetzt in spöttischem Tone eine Stimme aus dem Hintergrunde. Alle wendeten den Kopf nach ihm hin, und erblickten, nachlässig auf einen Divan ausgestreckt, einen Kameraden, der schon vor einiger Zeit unbemerkt unter das Zelt getreten war, und einen guten Theil des Gesprächs mit ironischem Ausdrucke in seinem männlichen, von dichtem Barte beschatteten Gesicht, stillschweigend angehört hatte.

„Kapitän Gerard!" rief Lieutenant Moustier aus. „Nun, Robert, da können Sie gleich die Bekanntschaft unseres berühmten Löwentödters machen. Haben Sie Ihren Empfehlungsbrief eingesteckt?"

„Ist gar nicht nöthig," nahm Kapitän Gerard wieder das Wort. „Ich kenne Robert Grouchy zur Genüge, und eben, um den Sohn meines alten Freundes aufzusuchen, bin

ich hierher gekommen. Nun, Robert, wie gefällt es Ihnen in Algier?"

Der junge Offizier war bei der Entdeckung, daß Kapitän Gerard anwesend sei, und jedenfalls einen Theil seiner Prahlereien mit angehört, nicht wenig verlegen geworden, suchte sich aber doch rasch zu fassen, und sprang auf, um sich dem Kapitän vorzustellen, und ihm das Schreiben seines Vaters einzuhändigen, das er allerdings in seiner Brieftasche bei sich trug. Kapitän Gerard nickte ihm freundlich zu, erbrach das Schreiben, warf nur einen flüchtigen Blick auf den Inhalt, und lachte.

„Ist das wahr?" fragte er, indem er Robert den Brief offen hinreichte.

Robert las:

„Mein Alter! Ich schicke Dir meinen Sohn, und empfehle ihn deiner Freundschaft. Er ist tapfer und hochherzig, aber ein wenig zu sehr Prahler. Du wirst ihm diesen Fehler bald abgewöhnen. Dein alter Freund Michel Grouchy."

Robert erröthete, wie eine Klatschrose, und konnte seine Verwirrung nicht verbergen.

„Nun, lassen Sie's gut sein, und ärgern Sie sich weiter nicht," sagte Kapitän Gerard gutmüthig. „Wenn man so jung ist, wie Sie, hat man das Vorrecht, ein wenig prahlen zu dürfen. Wenn das Herz gesund ist, schadet es weiter nichts. Uebrigens erlauben Sie mir, Ihnen einen wohlgemeinten Rath zu geben. Er lautet: „Reden Sie nie mehr von dem afrikanischen Wüsten-Löwen, bis Sie ihm Auge in Auge gegenüber gestanden haben."

„Ich danke Ihnen für diesen Rath, mein Kapitän, und gebe Ihnen das Versprechen, daß ich ihn befolgen will," sagte Robert, ein wenig beschämt. „Dagegen versprechen Sie mir aber, daß Sie mir meine vorige Rederei verzeihen, und mich auf Ihre nächste Löwenjagd mitnehmen wollen!"

„Wir werden sehen," versetzte Kapitän Gerard ablehnend. „Bevor ich ein solches Versprechen, wie das letztere, geben

kann, müssen wir einander erst noch besser kennen lernen. Ihr Vater empfiehlt Sie mir, und das legt mir die Verpflichtung auf, Sie nicht leichtsinniger Weise tödtlichen Gefahren preiszugeben. Später — vielleicht! Wie gesagt, wir werden sehen. Uebrigens glaube ich, daß wir vor der Hand und für einige Zeit Wichtigeres zu thun bekommen werden, als Jagd-Parthieen zu veranstalten. Es sind heute sehr wichtige, und wie ich fürchte, sehr traurige Nachrichten beim Gouvernement eingelaufen. Der Gouverneur war außer sich vor Zorn und Entrüstung. Ein Stabs-Offizier, Oberst Bertrand, konnte mir nur flüchtig mittheilen, daß der Stamm der Beni-Zerouel eine furchtbare Razzia gegen unsere Landsleute im Süden und gegen uns befreundete Stämme ausgeübt hat. Der Oberst fand keine Zeit, mir Weiteres und Ausführlicheres zu erzählen, aber er versprach mir, hierher zu kommen, und ich erwarte ihn jeden Augenblick. Wenn er anlangt, werden wir mehr erfahren."

Die bereits anwesenden Offiziere horchten hoch auf, und wechselten bestürzte Blicke mit einander. Sie wußten wohl, was eine solche Razzia, ein unvorhergesehener Ueberfall von Seiten des Feindes, zu bedeuten hatte, und erwarteten daher mit Ungeduld die Ankunft des Oberst Bertrand, und nähere Aufschlüsse. Der Oberst kam auch bald nachher, und wurde, als er an der Seite des Kapitän Gerard Platz genommen, sofort von allen anderen Offizieren umringt. Sein Blick war düster, und auf seinen Brauen lagerte ein finsterer Ernst.

„Es ist also wahr, Oberst?" nahm Kapitän Gerard das Wort, während die Uebrigen erwartungsvoll aufhorchten. „Ist der Schaden beträchtlich, den sie angerichtet haben?"

„Nur zu beträchtlich," versetzte der Oberst, und strich zornig den langen Schnurrbart. „Nicht allein, daß sie alles Vieh der überfallenen Stämme geraubt und fortgeführt haben, sie haben auch grausam sämmtliche Bewohner dreier Duar's (arabische Dörfer) gemordet, nicht Weib, nicht Greis,

nicht Kind geschont, die Hütten und Zelte in Brand gesteckt, und die Gefangenen, die in ihre Hände gefallen, in die lodernden Flammen geworfen, und so sie dem entsetzlichsten Tode übergeben. Auch fünfzehn oder sechszehn von unseren Ansiedelungen haben sie überfallen, die Eigenthümer umgebracht und Alles ausgeraubt und davon geführt, was des Mitnehmens werth war."

„Traurig! Abscheulich! Entsetzlich!" murmelten verschiedene Stimmen durch einander.

„Ja, und um so trauriger, entsetzlicher und abscheulicher, als kein Mensch eines solchen hinterlistigen und niederträchtigen Ueberfalls gewärtig sein konnte," fuhr der Oberst fort. „Noch erst vor wenigen Wochen waren Gesandte der Beni-Zerouel im Gouvernements-Gebäude, bezahlten ihren Tribut, und gaben die heiligsten Versicherungen von ihrer unverbrüchlichen Freundschaft und Friedensliebe. Man glaubte ihnen, entließ sie reich beschenkt, und — jetzt spenden sie uns solchen Dank für unsere Geschenke!"

„Hm! War denn aber gar keine Hülfe für die armen Ueberfallenen in der Nähe?" fragte Kapitän Gerard. „Constantine liegt doch nicht so sehr weit entfernt von den Ansiedelungen."

„Die Schurken waren zu schnell," versetzte der Oberst. „In einer einzigen Nacht überfielen verschiedene Abtheilungen die verschiedenen Duar's und Ansiedelungen, und das Rauben, Morden und Brennen war vollbracht, ehe man in Constantine Nachricht davon haben konnte. Man wüßte vielleicht selbst jetzt dort noch nichts von dem Ueberfalle, wenn ihn die Feuersbrünste nicht verrathen hätten. Die weithin leuchtende Gluth erregte in Constantine Aufmerksamkeit, und Patrouillen wurden ausgeschickt, um Erkundigungen einzuziehen. Sie kehrten zurück mit dem traurigen Berichte, daß sie nichts gefunden hätten, als rauchende Brandstätten und die Leichen von Erschlagenen und Ermordeten. Nicht ein einziges Leben hatten die Wüthenden verschont. Die halb

verbrannten Leichen in den niedergebrannten Zelten sollen einen schauerlichen Anblick gewährt haben."

„Aber eine solche Unthat erheischt doch wohl die blutigste Rache!" sagte Kapitän Gerard mit dumpfer Stimme. „Mit Blitzesschnelle muß sie auf das Haupt der nichtswürdigen Verräther niederfahren. Ist nicht von Constantine aus bereits das Nöthige angeordnet?"

„Man konnte dort nichts thun," erwiederte der Oberst. „Unglücklicher Weise hatte man hier den Friedens-Versicherungen der Beni-Zerouel zu viel getraut, und in Folge dessen die Garnison von Constantine bis auf wenige Bataillone nach Bona verlegt, um sie von dort nach Frankreich überzuschiffen. Der Kommandant von Constantine verlangt nun schleunigst Verstärkungen, und es ist im Kriegsrathe beschlossen worden, dieselbe auf's Eiligste abgehen zu lassen."

„Und darf man wissen, welche Corps zur Expedition bestimmt sind?" fragte Kapitän Gerard.

„Gewiß, es ist gar kein Geheimniß," versetzte der Oberst, und nannte verschiedene Regimenter, unter denen sich aber dasjenige nicht befand, bei welchem Robert Grouchy als Lieutenant stand. Alle übrigen Offiziere gehörten dagegen zu den Auserwählten, und gaben auf's Lebhafteste ihre Freude darüber zu erkennen. Robert dagegen machte ein äußerst verdrießliches Gesicht.

„Was haben Sie denn?" fragte ihn Gerard.

„Errathen Sie es nicht?" versetzte Robert. „Sie Alle dürfen ausziehen, um Gerechtigkeit zu üben gegen jene Elenden, und nur ich allein soll zurückbleiben. Aber ich thue es nicht! Ich werde um Urlaub einkommen, und mich als Freiwilliger der Expedition anschließen."

Gerard sah ihn freundlich an, und nickte beifällig mit dem Kopfe.

„Diesen Entschluß kann ich nur billigen," sagte er. „Nach Ausübung des Strafgerichts findet sich dann auch wohl eine Gelegenheit, eine kleine Jagd-Streiferei zu machen. Es

fehlt in der Gegend, wohin wir ziehen, nicht an Wild, und auch Löwen gehören dort nicht grade zu den Seltenheiten."

„Um so besser!" sagte Robert erfreut. „Ich werde also meine Büchse mitnehmen und mein Jagdgeräth in Stand setzen. Vor Allem aber will ich eilen, den Urlaub nachzusuchen."

„Das ist gar nicht nothwendig, mein junger Freund," redete Oberst Bertrand ihn an. „Ich werde in dieser Beziehung das Nöthige besorgen. Finden Sie sich nur morgen bei Tagesanbruch auf dem Sammelplatze ein, und schließen sich dort an mich. Ich werde vielleicht ihre Dienste als Adjutant in Anspruch nehmen. Damit ist ihre Gegenwart bei der Expedition hinlänglich motivirt."

„Danke, mein Oberst," erwiederte Robert sehr erfreut. „Ich werde mich bemühen, pünktlich im Dienste zu sein."

„Damit wir dieß Alle morgen früh sein können, schlage ich vor, daß wir uns in unsere Quartiere begeben," nahm der Oberst wieder das Wort. „Es wird ein Jeder noch Dieß und Das zu besorgen haben, und ein paar Stunden ruhigen Schlafes vor einem langen Marsche bei dieser afrikanischen Hitze sind nicht zu verachten."

„Da haben Sie recht," stimmte Kapitän Gerard bei, und sprang von dem Divan auf.

Die übrigen Offiziere griffen nach ihren Säbeln, schnallten sie um, und verließen waffenklirrend das Kaffeehaus, von welchem sie sich nach verschiedenen Richtungen entfernten.

„Noch Eins!" sagte Kapitän Gerard zu Robert, als dieser sich von ihm verabschiedete. „Gewöhnliche Bleikugeln nützen nichts auf der Löwenjagd. Sie müssen Kugeln mit Stahlspitzen haben, und diese bekommen Sie bei Antoine, dem Waffenhändler. Er wohnt in der unteren Stadt, und dort wird Ihnen jedes Kind sagen, wo? Guten Abend! Auf fröhliches Wiedersehen morgen früh!"

Nach diesen Worten ging er mit schnellen Schritten da-

von; Robert aber befolgte den empfangenen Wink und suchte Antoine auf, um sich dort mit Kugeln für die Löwenjagd zu versehen.

Zweites Kapitel.

Fiat Justitia.

Der räuberische Stamm der Beni-Zerouel wurde trotz der Eile, mit welcher die Expedition gegen ihn ausgerüstet worden war, doch nicht vollständig überrascht. Ihrer abscheulichen Verbrechen sich wohl bewußt, war die Bande auf ihrer Hut, und die Franzosen fanden sie völlig gerüstet und zum Kampfe bereit. Sie hatten rings um ihr Dorf Schanzen aufgeworfen, und jeden Zugang zu demselben versperrt. Ihre langen Flintenläufe blickten drohend aus zahllosen Schießscharten. Trotzdem war die Wuth und Entrüstung der Soldaten so groß, daß sie tollkühn und jeder Gefahr trotzend die Erstürmung der Schanzen versucht haben würden, wenn es nicht Oberst Bertrand, der Befehlshaber der Expedition, durch strengen Befehl verhindert hätte. Die Truppen mußten Angesichts des Feindes, aber außer Schußweite desselben, vor dem Dorf Halt machen, und zwar in drei verschiedenen Abtheilungen, die das Duar in ihre Mitte nahmen, so daß Keiner von den eingeschlossenen Kabylen zu entwischen vermochte. Die Soldaten schlugen hier ihre leichten Zelte auf, und warfen grimmige Blicke nach den Wällen des Duar hinüber, aus deren Schießscharten dann und wann ein leichter Blitz und eine dünne Rauchwolke drang, die verrieth, daß innerhalb der Verschanzung ein Gewehr abgefeuert sei. Die Kugeln richteten indeß nicht den geringsten Schaden an, da sie nicht bis zu den Lager-Abtheilungen der Franzosen hinüber reichten.

Gegen Abend versammelte Oberst Bertrand einen Kriegsrath, und nach kurzer Verhandlung desselben wurde beschlossen, die Schanzen der Kabylen in der bevorstehenden Nacht zu erstürmen. Der Befehl dazu wurde den Soldaten mitgetheilt, und mit lautem Beifallsgeschrei in Empfang genommen. Eine Stunde nach Mitternacht sollte der Angriff zu gleicher Zeit auf drei verschiedenen Seiten stattfinden, und Niemand zweifelte nur einen Augenblick daran, daß er vollständig gelingen müsse. Rache dürstend, gaben die Soldaten einander das Versprechen, keine Gefangenen zu machen, sondern Alles niederzuhauen und nicht eher vom Kampfe abzulassen, als bis der ganze Stamm der Beni-Zerouel bis auf den letzten Mann gefallen sei.

Oberst Bertrand kannte diese Stimmung seiner Truppen, und war weit entfernt, denselben mildere Gesinnungen einzuflößen. Er hatte erst Tags vorher die verschiedenen, von den Kabylen zerstörten Dörfer und Gehöfte gesehen, und die dort gefundenen, modernden Leichen von Männern, Frauen und Kindern, die halb verbrannten Gebeine von Unglücklichen, die man erbarmungslos in die brennenden Gebäude geworfen, hatten ihn selbst und die Truppen mit Haß, Abscheu und Racheburst erfüllt. Hier galt es Leben gegen Leben, Vernichtung gegen Vernichtung. Der ganze Räuberstamm der Beni-Zerouel mußte ausgerottet, bis auf den letzten Mann vertilgt werden, wenn nicht binnen Kurzem wieder neue Razzia's von ihm ausgeführt, nicht wieder von Neuem die befreundeten Stämme und Ansiedelungen mit Brand, Raub und Mord bedrohet werden sollten. Oberst Bertrand war ganz entschlossen, Keinen der Raubmörder mit dem Leben davon kommen zu lassen, denn sie waren grausamer und blutiger gewesen, als selbst die wildesten Bestien der Wüste. Sie hatten den Tod tausendfach verdient, und dieser Lohn ihrer Schandthaten sollte ihnen zu Theil werden.

Der Tag verging, die Sterne blitzten am Himmel auf, die Nacht kam, und mit ihr tiefe Stille und Ruhe. Im

Lager der Franzosen, wie im Duar der Kabylen ließ sich kaum ein Geräusch vernehmen. Einzelne Wachen und Vorposten ausgenommen, hatte sich Alles schlafen gelegt, um zu dem nahe bevorstehenden, jedenfalls sehr blutigen Kampfe frische Kräfte zu sammeln. Auch Robert Grouchy hatte sich, in eine Decke gehüllt, auf den Boden seines Zeltes geworfen, um Ruhe zu finden, aber seine Gefühle waren durch die Aussicht auf das nahe Gefecht zu sehr aufgeregt, und er fand den Schlaf nicht, den er suchte. Ungeduldig warf er endlich seine Decke von sich, verließ das Zelt, und trat in die schweigende, dunkle Nacht hinaus.

Die Sterne funkelten am Himmel, verbreiteten aber nur eine schwache Helligkeit, so daß man auf zehn Schritte Entfernung kaum einen Gegenstand deutlich unterscheiden konnte. Robert sog mit langen Athemzügen die frische, kühle Nachtluft ein, und suchte mit den Augen die herrschende Dunkelheit zu durchdringen, indem er nach den Verschanzungen des Duar's hinüber blickte. Aber er gewahrte dort nichts, als nur die Umrisse der Wälle, welche sich von dem helleren Sternenhimmel im Hintergrunde erkennbar abhoben. Auf einmal schien es ihm, als ob die Wälle von Menschen belebt würden. Sie tauchten jenseits desselben auf, blieben einige Momente hindurch sichtbar, und verschwanden dann wieder spurlos.

„Was ist das?" fragte sich Robert selber. „Sollten die Kabylen die Nacht benutzen wollen, um sich heimlich davon zu schleichen, und so unserer Rache zu entrinnen? Oder sollten sie gar die Absicht haben, uns zuvor zu kommen und unser Lager anzugreifen? Ich muß das näher untersuchen!"

Robert war ein muthiger Bursche, und fürchtete nicht leicht eine Gefahr. Er warf schnell die Decke über, die er im Zelte zurückgelassen, um nicht durch den Schimmer seiner blanken Epauletten und Uniform-Knöpfe verrathen zu werden, zog seine Stiefeln aus, um seine Schritte möglichst unhörbar zu machen, und dann eilte er leicht und flüchtig,

wie ein Wolkenschatten über die Erde, graden Weges auf die Schanzen der Kabylen zu. Schon war er ziemlich nahe herangekommen, ohne etwas Besonderes zu hören oder zu sehen, und es war gefährlich, noch weiter vorzudringen, aber eine unbestimmte Ahnung und Besorgniß ließ es nicht zu, daß er sich wieder nach dem Lager zurückzog. Er ließ sich auf alle Viere nieder, und kroch näher und näher den Verschanzungen zu, bis er sie fast mit den Händen erreichen konnte. Noch immer bemerkte er nichts Gefährliches oder nur Besorgliches. Gleichwohl kroch er noch weiter um die Wälle herum. Er hatte vielleicht in dieser Weise schon den halben Weg um das Duar herum zurückgelegt, und befand sich grade der französischen Lager-Abtheilung gegenüber, bei welcher, wie er ganz genau wußte, Kapitän Gerard stand, als er inne hielt, und den Kopf lauschend emporrichtete. Da sah er, was er gesucht hatte. Ein dunkler Haufen menschlicher Gestalten drängte sich am Fuße des Walles, und immer neue Gestalten glitten von demselben herunter, um sich den unten harrenden Gefährten anzuschließen und ihre Zahl zu vermehren. Alle waren bewaffnet.

Roberts Auge war bereits genug an die Dunkelheit gewöhnt, daß er bei dem schwachen Dämmer des Sternenlichtes einzelne Gewehrläufe blitzen sehen konnte. Er zweifelte jetzt keinen Augenblick mehr, daß der Feind sich entweder heimlich fortschleichen oder einen nächtlichen Angriff versuchen wollte, und keines von Beiden sollte und durfte geschehen. Er entschloß sich rasch. Die Abtheilung des Kapitän Gerard lagerte ihm am nächsten, und wenn die Kabylen anzugreifen beabsichtigten, so fielen sie jedenfalls zuerst über diese Abtheilung her. Robert kroch heimlich und leise davon, bis er sich weit genug von den Kabylen entfernt zu haben glaubte, um nicht mehr von ihnen gesehen werden zu können. Nun richtete er sich auf, rannte in eiligstem Laufe den Zelten zu, und fand glücklich das Zelt des Kapitän Gerard heraus, dem er kurz vor dem Einbruche der Nacht noch einen Besuch

abgestattet hatte. Der Capitän wachte augenblicklich auf, als Robert leise seinen Namen rief, und fragte barsch:

„Was gibt es? Wer ist da?"

„Ich bin es, Kapitän, Robert Grouchy," versetzte der junge Offizier. „Drüben bei den Kabylen ist irgend Etwas nicht in Ordnung."

Kapitän Gerard sprang bei diesen Worten sofort auf.

„Was haben Sie gehört oder gesehen, Robert?" fragte er.

Robert stattete einen kurzen, aber deutlichen Bericht ab.

„Das ist sehr wichtig, und ich bin Ihnen sehr dankbar, lieber, junger Freund, daß Sie mich benachrichtigt haben," sagte hierauf Kapitän Gerard. „Wie ich die Kabylen kenne, so dauert es keine Viertelstunde mehr, und sie fallen mit aller Macht über uns her. Daß sie sich sämmtlich meiner Abtheilung gegenüber versammeln, ist mir der sicherste Beweis, daß sie diese allein überraschen, und, von Schrecken und Dunkelheit begünstigt, schnell niedermetzeln wollen, um dann nachher vielleicht das Weite zu suchen, ehe man uns zu Hülfe kommen kann. Der Plan ist nicht übel ersonnen und hätte gelingen können, wenn Sie nicht zum Glücke gewacht und einen nächtlichen Spaziergang gemacht hätten. So aber — wollen wir die Hallunken empfangen, wie sie es verdienen. Eilen Sie hinüber zu Oberst Bertrand, um auch ihn von dem beabsichtigten Ueberfalle zu unterrichten. Er wird dann schon seine Maßregeln treffen; ich aber will in aller Eile und Stille unsere Leute wecken. Eilen Sie, Robert. Jede Minute Versäumniß kann, wenn auch uns nicht grade Gefahr bringen, aber doch das Entkommen jener Mordbrenner begünstigen. Darum schnell, aber ohne Lärm und Geräusch!"

Robert huschte weiter, erreichte unangefochten das Hauptquartier, und wurde augenblicklich zu Oberst Bertrand eingelassen. Kaum hatte dieser die Nachricht empfangen, so wurden die Adjutanten und Offiziere geweckt und der Befehl ertheilt, sofort, aber in größter Stille, die Soldaten unter

Waffen zu rufen. Derselbe Befehl ging auch der dritten Lager-Abtheilung zu, und die ganze kleine Armee stand nach wenigen Minuten kampfbereit da, ohne daß irgend ein Laut ihre Bewegungen verrathen hätte.

Noch einige Minuten verstrichen. Oberst Bertrand hielt zu Pferde vor seinem Zelte und horchte, — aber kein verdächtiges Geräusch ließ sich vernehmen.

„Sie haben sich doch nicht etwa getäuscht, Lieutenant Grouchy, und wohl gar einen Trupp Schakals für Kabylen gehalten?" flüsterte er Robert zu, welcher dicht an seiner Seite hielt.

„Nein, gewiß nicht, mein Oberst," antwortete Robert. „Ich war zwar nicht so nahe, daß ich die Gesichter der Kabylen hätte erkennen können, aber nahe genug, um den Schimmer ihrer Flintenläufe zu sehen."

„Nun, so müssen wir eben noch ein wenig warten," sagte der Oberst.

Er hatte kaum ausgesprochen, als eine Flinten-Salve knatterte, und im gleichen Momente lautes Geschrei und wildes Gebrüll von der Lager-Abtheilung her erschallte, wo Kapitän Gerard kommandirte.

„Wahrhaftig, da sind sie!" rief der Oberst aus; — „und Gerard hat sie mit einem hübschen Feuer empfangen. Jetzt vorwärts, vorwärts, meine Braven! Ich denke, kein Mann von der Räuberbande soll uns entwischen! Auf sie mit aller Kraft!"

Er selber gab bei diesen Worten seinem Pferde die Sporen, und mit lautem Geschrei folgten die Soldaten ihm nach. In wenigen Minuten war der Schauplatz des Kampfes erreicht, und unmittelbar nachher erschien auch die dritte Abtheilung, so daß sich die Kabylen plötzlich auf drei Seiten eingeschlossen sahen, und von der Uebermacht ihrer Gegner fast erdrückt wurden. Die Flucht war ihnen abgeschnitten, und furchtbar wütheten Bajonett, Säbel und Feuerwaffen in dem dicht zusammengedrängten, eingepreßten Haufen.

Kein Schuß, kein Hieb ging fehl, jede Kugel, jede Säbelschneide traf ihren Mann, und nach einem kurzen Gefecht von kaum einer halben Stunde Dauer war der ganze Stamm der Beni-Zerouel aus der Liste der Lebenden gestrichen. Nur Weiber, Greise und Kinder waren davon noch übrig. Man fand sie am andern Morgen mit Allem, was der Stamm Werthvolles besaß an Gütern und Heerden, in großen, geräumigen Höhlen, welche nicht weit entfernt vom Duar lagen. Sie wurden gefangen genommen, und später unter verschiedene befreundete Stämme vertheilt, wo sie in der Allgemeinheit verloren gingen. Der Name ihres Stammes war für immer erloschen.

Die Beute, welche man in den Höhlen vorfand, war von bedeutendem Werthe, denn die Kabylen hatten sich derselben als Niederlagen bedient, wo sie seit vielen Jahren den Ertrag ihrer Raub- und Plünderungs-Züge aufbewahrt hatten. Es wurde natürlich Alles in Beschlag genommen, und nach Constantine gebracht, wohin auch die Truppen nach der so vollständig gelungenen Expedition zurückkehrten. Alles war dort erfreut über den glänzenden Sieg, welcher die ganze Umgegend auf einmal und gründlich von einer Bande von Räubern und Mordbrennern gesäubert hatte, die schon lange Zeit ein Gegenstand des Schreckens und der Furcht für die schwächeren Stämme des Distriktes und für die einzelnen, zerstreut umher liegenden Ansiedelungen gewesen war.

Drittes Kapitel.

Der Scheik Ben-Abdallah.

Nach dem rasch beendigten Feldzuge ward es dem Kapitän Gerard nicht schwer, in Constantine für sich und Robert Grouchy einen längeren Urlaub zu erlangen. Er hatte den jungen Offizier, der in der Nacht des Kampfes so wesentliche Dienste durch die Allarmirung der Truppen geleistet hatte, seine Zuneigung geschenkt, und wollte sich ihm dankbar beweisen. Der muntere und zugleich kühne Sinn Roberts sprach ihn an, und obgleich er wohl manchmal Ursache fand, den jungen Menschen wegen Uebermuth und kecker Prahlereien bald auszulachen, bald zu verspotten oder auch ernstlich zurecht zu weisen, so war er im Ganzen doch wohl zufrieden mit ihm, und beabsichtigte nichts Geringeres, als seinen jugendlichen Freund von seinen kleinen Fehlern ganz gründlich zu heilen.

„Nun, Robert,“ sagte er eines Tages zu ihm, als er eben von Oberst Bertrand den bereits erwähnten Urlaub ausgewirkt hatte, — „wie wär' es, hätten Sie Lust, einen kleinen Jagd-Ausflug mit mir zu machen?“

„Auf Löwen, Kapitän?“ fragte Robert mit blitzenden Augen. „Das versteht sich! Jeden Augenblick! Auf der Stelle! Ich habe nicht eher Ruhe, als bis ich Ihnen durch die That bewiesen habe, daß ich mich so wenig vor einem Löwen, wie vor Wölfen oder Bären fürchte.“

„Ich bezweifle Ihren Muth nicht mehr, Robert, seit ich Sie im Handgemenge mit den Kabylen beobachtet habe,“ versetzte der Kapitän; — „aber der Löwe ist jetzt noch zu stark für Sie. Glauben Sie mir das und trauen Sie meiner Erfahrung. Nein, ich habe ein anderes Ziel vor Augen. Nicht allzu weit von Constantine entfernt lebt ein alter

Freund von mir, der Scheik Abdallah. Er ist ein großer Liebhaber der Falknerei, und wird sich ein Vergnügen daraus machen, uns eine Falkenjagd zu veranstalten, vorausgesetzt, daß Sie Spaß daran finden."

„Zweifellos!" erwiederte Robert lebhaft. „Das ist eine Jagd, von der ich zwar schon viel gehört und gelesen, die ich aber nie aus Erfahrung kennen gelernt habe. Ich glaubte, sie sei längst verschollen und werde nirgends mehr ausgeübt."

„Die vornehmen und reichen Araber in Algier zählen sie heute noch zu ihren „Lieblings-Vergnügungen," erwiederte der Kapitän. Sie ist ein Vorrecht der großen und mächtigen Häuptlinge, und kein Eingeborner, wenn er nicht von Adel ist, oder nicht wenigstens den wohl erworbenen Ruf hoher Tapferkeit besitzt, kann sich mit der Falkenjagd beschäftigen, ohne Gefahr zu laufen, lächerlich gemacht zu werden, oder auch selbst thätlicher Mißhandlung sich auszusetzen."

„Also werden wir ein Vergnügen ersten aristokratischen Ranges haben, um so besser!" sagte Robert. „Wann reisen wir zu Ihrem Freunde?"

„Morgen mit Tagesanbruch erwarte ich Sie in meinem Quartier. Nehmen Sie Ihr bestes Pferd zur Jagd mit, Sie werden es gebrauchen."

Robert fand sich am andern Morgen im ersten Frühlichte pünktlich vor dem Quartier des Kapitäns ein, und sah hier schon Alles zum Aufbruch gerüstet. Bei seiner Ankunft erschien auch sogleich Kapitän Gerard, stieg zu Pferde, und galoppirte mit seinem jungen Freunde und zwei ebenfalls gut berittenen Dienern davon. Nach einer dreitägigen, ziemlich beschwerlichen Reise wurde endlich das Ziel derselben erreicht, und die Reisenden sahen sich von dem Häuptling Ben-Abdallah mit so viel Freude empfangen, als nur je ein Araber einem fremden Besuche zu zeigen geneigt ist. Kapitän Gerard erfreute sich offenbar hoher Achtung und großen Wohlwollens von Seiten Abdallah's, der ihm sofort

den Ehrenplatz in seinem Gemache anwies, und ihn mit aller möglichen Zuvorkommenheit behandelte, während er dem jungen Begleiter desselben nur eine gewisse würdevolle Höflichkeit zuwendete. Pfeifen und Erfrischungen wurden gebracht, und den willkommenen Gästen vorgesetzt, und als dann die bläulichen Wolken des wohlriechenden, persischen Tabaks nach und nach das Gemach anfüllten, fing Kapitän Gerard an, von dem eigentlichen Zwecke seines Besuches zu sprechen. Abdallah schien sehr erfreut, seinem alten Freunde eine Gefälligkeit erzeigen zu können.

„Du bist zu guter Stunde gekommen, mein Bruder," sagte er. „Ich habe nie bessere Falken gehabt, als grade in diesem Jahre. Du wirst sie kennen lernen."

„Ich sehne mich danach," versetzte der Kapitän. „Auch mein junger Freund, welcher noch nie einer Falkenjagd beigewohnt hat, ist sehr begierig darauf, sie kennen zu lernen!"

„Ja, es ist ein herrliches und stolzes Vergnügen, und glücklich ist der zu preisen, der es ohne Furcht vor seinen Nachbarn genießen darf," sagte Abdallah.

„Es darf also wirklich nicht Jedermann in Algier mit Falken jagen?" fragte Robert.

„Gewiß nicht," lautete die Antwort des Scheik's. „Wer es wagt, ohne durch Rang, Reichthum oder Tapferkeit dazu berechtigt zu sein, wird es früher oder später ganz gewiß büßen müssen. Man erzählt sich blutige Geschichten davon."

„Sie sind dir ohne Zweifel zum Theil bekannt, mein Bruder," nahm Kapitän Gerard wieder das Wort, da er in der Miene seines jungen Gefährten die äußerste Begierde las, eine solche Geschichte aus dem Munde des Scheik zu vernehmen. „Wenn es dich nicht belästigt, möchte ich dich bitten, uns Eine oder die Andere zu erzählen."

Der Scheik besann sich einige Augenblicke, dann sagte er:

„Gut! Ich will dir erzählen, was mir selber und einem Vetter von mir einst begegnet ist."

„In unserer Nachbarschaft lebte zur Zeit, als die Chri-

sten sich Algiers bemächtigten, ein Scheik der Uled=Bu=Ganem, von welchem die Rede ging, daß er sich herausnehme, Falken zu halten."

„Mein Vetter Lakdar und ich dachten darauf, diese Ueberhebung zu strafen, und wir nahmen zwei junge Adler aus dem Neste, und richteten sie ab, junge Falken zu jagen, welche die Hirten in der Umgegend alltäglich uns bringen mußten.

„Die jungen Adler waren bald vollständig geschult, und nun schickten wir einen Späher zu dem Stamme Uled=Bu=Ganem, der genau ausforschen sollte, wo und wann der Scheik in der nächsten Zeit seine Falkenjagd betreibe. Der Späher brachte uns sichere Kunde von Tag und Ort, und in Folge dessen machten wir uns beim ersten Morgengrauen desselben Tages auf, um rechtzeitig an dem bestimmten Punkte einzutreffen. Mit uns führten wir einen Esel, der unsere Adler und einige Falken trug, welche wir vor den Blicken der Neugierigen durch Verhüllungen geschützt hatten."

„Wir trafen am Flüßchen Med=Welleg ein, und bald darauf erschien auch der Scheik mit den Seinigen. Ein Tamarinden=Gebüsch am Ufer gestattete uns, der Jagd zu folgen, ohne daß wir bemerkt werden konnten. Es dauerte nicht lange, so scheuchten die Reiter des Scheik, die in der Ebene zerstreut umherritten, ein Volk Vögel auf, auf die sofort vier Falken losgelassen wurden, die einen kräftigen Angriff machten."

„Nun war unsere Zeit gekommen; wir nahmen die Kappen von den Augen unserer jungen Adler, und ließen diese gegen die Falken los. Die wohl abgerichteten Thiere flogen sogleich auf und auf die Falken zu, anfangs langsam und in gerader Linie, allmählig schneller und in Kreisen, die sie immer näher brachten, je höher sie stiegen."

„Wir banden unseren Esel an einen Baum fest, und schritten am Bache hinauf, um Alles besser übersehen zu können."

„Die Falken des Scheik verfolgten eine Trappe, welche

sie von dem übrigen Volke abgedrängt hatten. Sie griffen sie mit solchem Ungestüm an, daß ihr kein anderes Rettungsmittel übrig blieb, als immer höher und höher zu steigen, und sich stets über ihren Verfolgern zu halten. Die Höhe wurde bald so bedeutend, daß die Falken uns ganz aus dem Gesichte verschwanden, während die Trappe kaum noch so groß wie eine Taube aussah."

„Der Scheik und sein Gefolge hatten auf der Ebene Halt gemacht, und beobachteten, wie wir, den Verfolg des Kampfes. Plötzlich vernahmen wir aus der Ferne ein durchdringendes, mehrmals sich wiederholendes Geschrei, und bald gewahrten wir hoch in den Lüften einen dunklen Knäuel, der im Herabsinken größer und größer wurde, und bald in lebhafter Bewegung erschien, bald senkrecht wie ein Stein hernieder stürzte. Bald erkannten wir unsere beiden Adler, welche die Trappe gepackt und erwürgt hatten, und sich nun mit ausgebreiteten Flügeln von der Schwere des todten Körpers zur Erde niederziehen ließen. Wir suchten nach den Falken des Scheik, fanden aber keine Spur von ihnen. Sie waren verschwunden, ohne Zweifel von unseren Adlern getödtet, und wir richteten unsere Aufmerksamkeit jetzt ausschließlich auf den Reitertrupp in der Ebene."

„Zu unserem nicht geringen Schrecken hörten wir in dem Augenblicke, als die Adler mit ihrer Beute in den weiten Kreis nieder rauschten, den die Leute des Scheik gebildet hatten, den lauten und wilden Schrei: ‚Verrath!' — Jetzt erst erinnerten wir uns, daß wir in der Eile, mit der wir die Adler auf die Falken losgelassen, vergessen hatten, Einem derselben die Fesseln von den Beinen zu lösen."

„Wir sahen nur noch, daß einige Reiter aus dem Sattel sprangen und ihre Burnusse bereit hielten, um sie über die Adler zu werfen, und so sich ihrer bemächtigen zu können, ohne Gefahr zu laufen, von ihnen verwundet zu werden. Aber wir warteten dieß nicht ab, sondern begaben

uns so eilig auf die Flucht, daß wir sogar unseren Esel vergaßen, den wir an den Baum angebunden hatten."

„Wir liefen, so schnell wir konnten, immer gerade aus an dem Bache hin, gedeckt von den Bäumen, die an seinem Ufer wuchsen, und glaubten schon von aller Verfolgung gesichert zu sein, als wir, kaum zweihundert Schritte hinter uns, vier Reiter, und in kurzer Entfernung weiterhin das ganze Gefolge des Scheik bemerkten. In Trab und Galopp jagten sie hinter uns her, so daß an eine Fortsetzung unserer Flucht nicht weiter zu denken war. Wir mußten uns verstecken, um so vielleicht den Augen unserer Verfolger zu entgehen. Mein Vetter Lakdar suchte eine Zuflucht in einem ziemlich dichten Tamarinden- und Brombeer-Gesträuch; ich dagegen sprang bis an den Hals in das Wasser des Baches, und verbarg mich an einer Stelle, wo mein Kopf von dicht überhängendem Grase verdeckt wurde."

„Kaum hatte ich diese Vorsichtsmaßregeln getroffen, so vernahm ich ganz in der Nähe die Hufschläge der Pferde, und hörte eine Stimme, welche dem Scheik und seinem Gefolge zuschrie: Hierher! Hierher! Ich habe die Spur! Man sieht sie so deutlich, wie die Sonne am Himmel! Zwei sind es, zwei Söhne von Hunden!"

Noch näher erschallte der dröhnende Hufschlag der Pferde, und ein lautes Wiehern der erhitzten Thiere.

„Zehn Mann voraus," hörte ich den Scheik rufen, den ich an der Stimme erkannte. „Immer vorwärts, bis keine Fußtapfen mehr zu erkennen sind. Dann Halt gemacht, und beide Ufer des Baches besetzt. Ihr Anderen steigt ab, und geht mit dem gespannten Pistol in der Hand den Tritten der Verfluchten nach. Wenn Ihr sie findet, so ergreift sie, und liefert sie mir, wo möglich, lebendig in die Hände!"

Diesen Befehlen wurde wahrscheinlich pünktlich Folge geleistet, und sie machten mich ernstlich besorgt um das Schicksal meines Vetters, der, meiner Ansicht nach, kaum den vielen Späheraugen entgehen konnte. Uebrigens befand ich mich selbst

in einer Lage, die gerade nicht beneidenswerth war, denn ich sank allmählig tief und tiefer in den zähen Schlamm auf dem Grunde des Baches ein, und das Wasser, welches anfangs nur eben bis über meine Achseln gegangen war, reichte bereits bis nahe an meine Lippen!"

„Bismillah, an jenen Tag und jene Stunde werde ich gedenken, so lange ich lebe! Man sagt, der sei kein ganzer Mann, der nicht wenigstens Einmal in seinem Leben Furcht empfunden hätte. Nun, bei dem Barte des Propheten, an jenem Tage empfand ich Furcht, doppelte, die Furcht vor den Reitern des Scheik, und die noch größere vor dem Ertrinken."

„Meine Gedanken waren bitter, aber ich wurde ihnen entrissen durch das Krachen eines Schusses, auf den lautes Geschrei, und das fast gleichzeitige Abfeuern mehrerer anderer Schüsse folgte. Jedenfalls hatte mein Vetter Lakdar, als er sich entdeckt sah, auf seine Verfolger geschossen, und diese hatten im ersten Eifer der Ueberraschung, trotz dem Verbote des Scheiks, mit dem Abfeuern ihrer Pistolen geantwortet. Aus dem Geschrei, das jetzt folgte, und aus dem verschiedenen Durcheinanderreden konnte ich indeß entnehmen, daß Lakdar nicht getödtet war, sondern gefangen vor den Scheik geschleppt wurde. Der eigenen Gefahr nicht achtend, wollte ich eben mein Versteck verlassen und mich auf den Feind stürzen, um entweder meinen Vetter zu befreien, oder, was weit wahrscheinlicher war, mit ihm zu sterben, als ich hörte, wie zwei Männer in den Bach hinein sprangen, und in dem Wasser herum plätscherten."

„Hier ist er gegangen," hörte ich Einen von ihnen sagen. „Ich erkenne seine Spuren im Sande."

„Du hast Recht! Hier hinein ist er!" sprach der Andere, indem er auf eine Stelle zuschritt, von der ich kaum zehn Schritt entfernt regungs- und fast athemlos im Wasser stand und durch das Gras schielte, das glücklicher Weise ziemlich dicht mir Kopf und Gesicht einhüllte. „Wunderbar!" fuhr

er fort. „Ich sehe keine Spur mehr von ihm! Wo kann er sich versteckt haben?"

„Ehe der Andere eine Erwiederung gab, vernahm ich die Schritte eines Mannes über mir am Ufer, und Jemand sagte zu dem Menschen, der mir am nächsten stand: ‚Der Scheik läßt dich rufen! Er verlangt dein Messer, weil Keiner ein so gutes hat, wie du.'"

„Zu was verlangt er's?" fragte der Angeredete."

„Es soll dem Hunde, den wir gefangen haben, der Kopf abgeschnitten werden," lautete die mich tief betrübende Antwort.

Jedenfalls war die Aussicht, eigenhändig dem einen Feinde den Kopf abzuschneiden, verführerischer für den Mann, als die zweifelhafte Hoffnung, das Versteck des Anderen aufzufinden. Er stieg aus dem Bache heraus, der Andere folgte, alle Drei entfernten sich, und ich war endlich aus der qualvollsten und gefährlichsten Lage befreit, in welcher ich mich je in meinem Leben befunden habe. Ich überlegte, was ich thun sollte. Meinem unglücklichen Vetter konnte ich nicht helfen; ihm wurde unfehlbar der Kopf abgeschnitten. Also beschloß ich, ruhig in meiner Lage auszuharren und auf mein gutes Glück zu hoffen, daß es die Augen meiner Feinde mit Blindheit schlagen möge. Ich blieb also, und eine Baumwurzel, die ich in dem Ufer über meinem Kopfe bemerkte, machte es mir möglich, eine bessere Stellung einzunehmen, so daß ich nicht länger zu fürchten brauchte, noch tiefer in den Schlamm einzusinken, und so einen kläglichen Tod zu finden."

„Nach einem Weilchen hörte ich ein lautes Geschrei und höhnisches Gelächter. Wahrscheinlich schnitt man in diesem Augenblicke meinem armen Vetter den Kopf ab, und mein Herz zitterte vor Wuth und lechzte nach Rache. Gleich darauf vernahm ich zahlreiche Hufschläge, welche sich vom Bache entfernten. Sie verhallten allmählig, und nun herrschte die tiefste Stille ringsum."

„Ich wartete noch, bis die Sonne untergegangen war, und einzelne Sterne am Himmel zu erglänzen anfingen. Da erst verließ ich mein Versteck, und kroch vorsichtig an dem abschüssigen Ufer empor. Kein Feind war mehr zu erblicken, kein Geräusch zu vernehmen, als das Quacken von Fröschen, und das entfernte Heulen von Schakals."

„Ich fand den Leichnam meines armen Vetters; er war furchtbar entstellt, und der Kopf vom Rumpfe getrennt. Daneben lagen unsere beiden Adler, ebenfalls enthauptet. Ich wickelte die theuren Ueberreste Lakdars in meinen Burnus, und schleppte sie so bis zu der Stelle, wo wir am Vormittage unseren Esel angebunden hatten. Zum Glück fand ich ihn noch vor, band ihm meinen todten Vetter auf den Rücken, und schlug mit ihm die Richtung ein, die mich vor Tages-Anbruch wieder in mein Duar bringen sollte."

„Aber noch war die Reihe der Abentheuer, die ich an diesem Unglückstage erleben sollte, nicht zu Ende. Nachdem ich etwa vier Stunden gegangen war, blieb der Esel plötzlich stehen, und zitterte an allen Gliedern. Ich aber bemerkte in nur geringer Entfernung vor mir, zwei mächtige Augen, die mir wie glühende Kohlen entgegen leuchteten."

„Ich wußte, ein Löwe stand vor mir. Kämpfen konnte ich nicht mit ihm; also faßte ich mich kurz, nahm die Ueberreste meines Vetters wieder über meinen Rücken, schlug mich zur Seite, und überließ den unglücklichen Esel, der zitternd und unbeweglich stehen blieb, seinem Schicksale. Kaum hatte ich mich hundert Schritt weit entfernt, so hörte ich ein dumpfes Röcheln, einen schweren Fall, einen kläglichen Aufschrei und dann nichts mehr. Der Löwe hatte sich also auf den Esel gestürzt, und ihn zu Boden geschlagen. Ich aber war gerettet, und konnte ohne weitere Furcht vor ihm meinen Weg fortsetzen. Vor Tages-Anbruch erreichte ich meinen Duar, und befand mich in Sicherheit."

Der Scheik schwieg.

„Und endet so die Geschichte," fragte Kapitän Gerard

nach einer Weile. „Blieb der Mord an deinem Vetter Lakdar ungerächt?“

Ein furchtbarer aber triumphirender Blick funkelte aus den schwarzen Augen Abdallahs.

„Am Abend desselben Tages, an dem ich heimgekehrt war,“ fuhr er von Neuem fort, „kamen vierzig Reiter vor dem Zelte des Scheiks an. Diese vierzig Reiter waren aus unserem Duar, und ich befand mich unter ihnen. Beim Scheik herrschte großer Jubel. Der Cuscussu*) war eben aufgetragen; wir langten also zur rechten Zeit an.“

„Das Gebell der Hunde rief einige Diener herbei. Zehn von den Unsrigen erwürgten sie mit Kameel-Stricken, und wir drangen in das Innere des Zeltes ein. Dort saß der Scheik, und um ihn herum die zwölf Vornehmsten von seinem Gefolge. Ich suchte nur ihn, den Mörder meines Vetters. Ein Streich meines Säbels hieb ihm den Kopf vom Rumpfe. Eine Viertelstunde später waren dreizehn Köpfe um die Cuscussu-Schüssel des Scheik gestellt, und unsere Reiter kehrten nach Hause zurück, mit reicher Beute beladen, und große Heerden vor sich her treibend.

Seit jenem Tage bis zur Ankunft der Franzosen, die den Feindseligkeiten ein Ende machten, sind an den Gränzen unserer beiden Stämme noch manche Köpfe gefallen, aber,“ — fügte der Scheik mit nachdrücklichem Stolze hinzu, — „nie hat man in dieser Gegend wieder andere Falken gesehen, als die unsrigen!“

Nach der Erzählung des Scheik, welche namentlich Robert in hohem Grade interessirt hatte, wurde die Gesellschaft schweigsam, und Kapitän Gerard gab bald darauf den Wunsch zu erkennen, seine Lagerstatt aufsuchen zu dürfen. Der Scheik klatschte in die Hände, und sofort erschienen Diener, welchen er einige Worte in arabischer Sprache sagte, während die Unterhaltung bisher französisch geführt war.

*) Ein Gericht aus Reis und Hammelfleisch.

Der Diener führte die geehrten Gäste des Scheik in das für sie bestimmte Schlafgemach, welches mit orientalischem Luxus ausgestattet war. Sie schliefen köstlich auf weichen Polstern unter seidenen Decken, und erwachten am anderen Morgen gänzlich erfrischt, und zu allen körperlichen Anstrengungen geeignet und bereit.

Auf das erste Geräusch, das sie beim Aufstehen machten, erschien der Diener wieder, und meldete, daß der Scheik sie zum Frühmahl erwarte, wenn es ihnen genehm sein würde. Sie beeilten sich, ihren Anzug zu vollenden, und wurden vom Scheik, als sie zu ihm eintraten, mit würdevoller Herzlichkeit begrüßt.

„Ihr seid willkommen," sagte er mit einem leichten Neigen des Hauptes und einer Handbewegung, welche Freundschaft und Wohlwollen ausdrückte. „Nehmet Speise und Trank. Wenn es Euch dann gefällt, einer Falkenjagd beizuwohnen, so geschehe nach Eurem Willen. Die Pferde und die Falken sind bereit.

Robert vernahm diesen Ausspruch mit lebhafter Freude, während Kapitän Gerard von dem Anerbieten durchaus nicht überrascht schien, sondern nur ganz ruhig einige Worte des Dankes sprach. Nach eingenommenem Frühmale begab sich die ganze Gesellschaft in's Freie, und Robert sah hier mit Entzücken wohl ein Dutzend prächtiger arabischer Pferde, alle in reichem Sammet-Geschirr, das von goldenen Zierrathen und Edelsteinen funkelte. Drei der herrlichsten Thiere waren besonders glänzend geschmückt, und diese drei hatte der Scheik für sich und seine Gäste ausgewählt.

„Eure Pferde sind vielleicht noch ermüdet von der Reise, die sie zurückgelegt haben," sagte er. „Besteigt diese, damit jene ausruhen können. Es sind nicht die Schlechtesten, die den Staub und Sand der Wüste mit ihren flüchtigen Hufen aufgewirbelt haben."

„Sie zählen vielmehr zu den edelsten Geschöpfen, die ich noch je gesehen," versetzte Kapitän Gerard, nachdem er

mit einem bewundernden Kennerblicke die Pferde gemustert hatte. „Es muß ein Vergnügen sein, auf ihrem Rücken Zeit und Raum zu besiegen.“

„So steigt auf,“ sagte Ben-Abdallah. „Wir müssen eine große Strecke Weges zurücklegen, um das Ziel unserer Tagereise vor Einbruch der Nacht zu erreichen.“

„Ich verstehe,“ sprach Kapitän Gerard, — „unser Reiseziel sind die großen Teiche und Sümpfe im Süden.“

„So ist's!“ versetzte der Scheik. „Nur dort werden wir zu dieser Jahreszeit in Menge finden, was wir suchen, nämlich edles Wild zum Jagen für unsere Falken. Darum zu Pferde und auf nach Süden.“

Die Rosse wurden bestiegen. Der Scheik und seine Gäste ritten voran; in einiger Enfernung folgten die Diener mit den Falken, den Lager- und Jagdgeräthen. Im Galopp flogen sie über die weite Ebene dahin, und erst als die Sonne ihren höchsten Standpunkt erreicht hatte, wurde bei einem von Dattelpalmen umgebenen und beschatteten Brunnen Halt gemacht.

Die edlen Rosse waren von dem langen und flüchtigen Laufe so wenig ermüdet, daß keines von ihnen auch nur ein nasses Haar hatte. Ihr Athem ging kaum schneller, als ob sie eben erst zum Ritte vorgeführt worden wären. Robert konnte nicht Worte genug finden, die Ausdauer und Schnelligkeit der prächtigen Geschöpfe zu preisen, bis ihm Kapitän Gerard durch einen bedeutsamen Wink Schweigen auferlegte.

„Wenn man,“ sagte er später zu seinem jungen Freunde, „das Eigenthum eines Arabers, sei es ein Schmuck, eine Waffe, ein Pferd oder sonst Etwas eifrig lobt, so glaubt er, man wolle es zum Geschenke haben, Pferde aber, wie diese da, wird der Araber nie weder verschenken, noch auch vertauschen oder verkaufen. Darum winkte ich Ihnen, Ihr Lob der edlen Thiere zu mäßigen. Es würde unserem Gastfreunde, noch länger fortgesetzt, nur Verlegenheit bereitet haben.“

„Ich danke Ihnen für diese Aufklärung, und werde mich in Zukunft danach richten,“ versetzte Robert. „Natürlich wußte ich nicht, daß man so sehr zurückhaltend gegen diese Leute sein müsse.“

Einige Stunden wurde im Schatten der Palmen Rast gehalten, bis die glühendste Hitze des Tages sich einigermaßen gemildert hatte. Dann bestieg man wieder die Pferde, und von Neuem ging es in gestrecktem Galopp durch die Wüste hin, bis die Gesellschaft mit untergehender Sonne einen weit ausgedehnten Landstrich erreichte, welcher mit zahlreichen größeren und kleineren Teichen und Sümpfen bedeckt war, an deren Ufern dichte Gebüsche von allerlei Sträuchern, und selbst im üppigsten Grün prangende Waldungen sich entlang erstreckten.

„Hier sind wir am Ziele,“ sagte der Scheik, indem er am Saum eines solchen Gehölzes vom Pferde stieg. „Hier werden wir die Nacht über verweilen, um dann morgen die Jagd zu beginnen.“

Auf einen Wink ihres Gebieters schlugen die Diener schnell zwei Zelte auf, und eilten dann in den nahen Wald, um von dort dürres Reisig und Holz zu holen. Bald war ein großer Haufen davon neben den Zelten aufgeschichtet, und als die Dunkelheit mit Macht hereinbrach, wurde ein großes Feuer angezündet, welches bis zu Tagesanbruch unterhalten werden mußte, wenn man vor einem Ueberfalle von reißenden Thieren gesichert sein wollte.

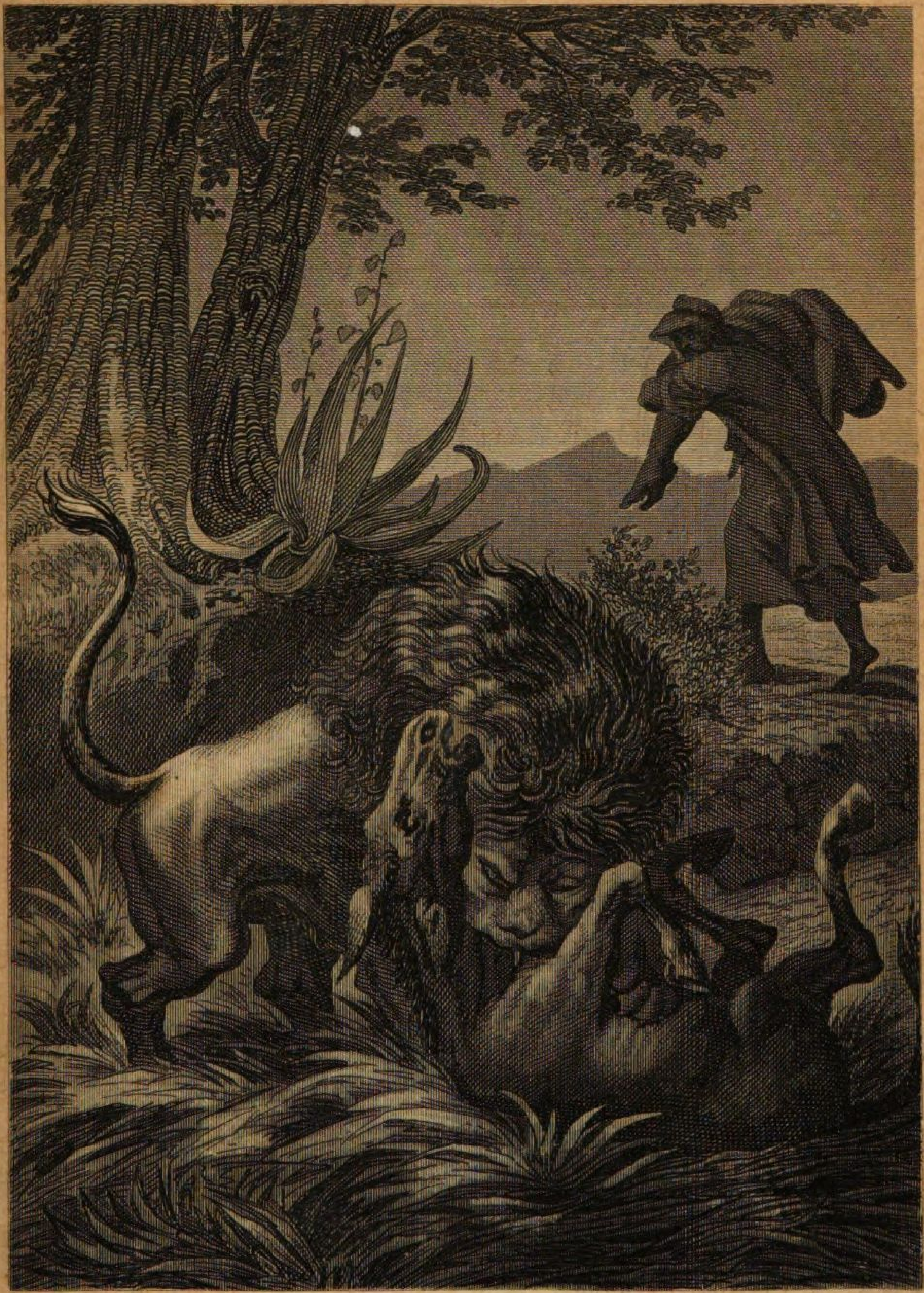
In der Nähe dieses Feuers nahm der Scheik mit seinen Gästen Platz auf weichen Kissen, die man auf dem Boden ausgebreitet hatte. Die Diener aber machten in einiger Entfernung davon ein zweites Feuer an, in dessen Nähe auch die Pferde angebunden wurden.

Es fehlte nicht an Erfrischungen nach den Strapazen des ziemlich anstrengenden Rittes. Man genoß davon, zündete alsdann die bereit gehaltenen, mit ächtem türkischem Tabak gefüllten Tschibuks an, und Jeder befand sich nun

äußerst behaglich und noch gar nicht geneigt, den Schlaf in den Zelten aufzusuchen. Robert zeigte im Laufe der Unterhaltung einige Neugierde in Betreff der Falken, und wünschte zu erfahren, durch welche Mittel es den arabischen Jägern gelänge, diese freien wilden Söhne der Luft zu zähmen und ihrem Willen unterwürfig zu machen. Der höfliche Scheik zögerte nicht, diese Neugierde seines jungen Gastes zu befriedigen.

„Das Abrichten der Falken ist allerdings ein mühseliges Geschäft, und verlangt viel Ruhe und Geduld,“ sagte er. „Hauptsächlich schon deßhalb, weil wir selten die Falken behalten, deren wir uns in der Jagdzeit einmal bedient haben. Wir lassen sie meist zu Ende Februar fliegen, und benutzen im Beginn des Herbstes wieder frisch eingefangene und abgerichtete.“

„Das Einfangen ist nicht schwierig. Wenn man sich den Felsen oder die Ruinen gemerkt hat, wo der Falke die Nacht zuzubringen pflegt, so bringt früh bei guter Zeit ein Reiter eine Taube oder ein Rebhuhn, das mit einem Netze umgeben ist, in welches der Falke sich mit den Fängen verwickeln soll, wenn er auf die Lockspeise herab stößt. Selten unterläßt er dieß. Sobald nun der Reiter ihn auf die Lockspeise stürzen sieht, so eilt er geschwind herzu, um sich der Beute zu bemächtigen, ehe der Falke seine Krallen von den Maschen des Netzes losgemacht hat. Dem Gefangenen wird sofort die Kappe übergezogen, damit er nicht sehen kann, und es werden ihm die Fesseln angelegt, an welchen sich ein Strick von vier bis fünf Fuß Länge befindet, der ihn am Fortfliegen hindert. Wenn dieß geschehen ist, so setzt der Reiter den Vogel auf seinen Kopf oder auf die Achsel, und kehrt so mit ihm nach dem Duar zurück. Das sonst scheue und wilde Thier ist durch die Kappe, die ihn am Sehen verhindert, so eingeschüchtert und furchtsam gemacht, daß es sich nie gegen die Gefangenschaft sträubt, und nie einen Versuch zum Entfliehen wagt.“



„Im Zelte beginnt nun die Abrichtung. Man setzt den Vogel auf eine fußhohe Stange, die man mit Tuch umwickelt hat, damit er sich die scharfen Fänge nicht abstumpft. Die Hauptsache ist, den Falken daran zu gewöhnen, ohne Scheu Menschen, Pferde und Hunde in seiner Nähe zu sehen, sich ohne Sträuben die Kappe abnehmen zu lassen, und sein Futter aus der Hand des Jägers zu nehmen. Die meisten Falken sträuben sich lange, und nehmen oft mehrere Tage lang kein Futter; Andere wehren sich mit Fängen und Schnabel, wenn man sie angreifen will, und bei Einzelnen will es überhaupt durchaus nicht gelingen, sie zahm zu machen. Späterhin zeigt es sich aber in der Regel, daß grade diejenigen Falken, die besten sind, die sich am längsten widerspenstig gezeigt haben."

„Das sicherste Mittel zur Zähmung der Falken ist völlige Dunkelheit, und die Entziehung des Futters mehrere Tage hindurch. Ist endlich ihr Widerstand gebrochen, so gewöhnt man sie von der Stange an den Boden, und später auf die Faust zu hüpfen, um Futter zu erhalten. Sind sie hinreichend an den Anblick der Menschen und Pferde gewöhnt, so zeigt man ihnen das Wild, das man mit ihnen zu jagen beabsichtigt, läßt sie sich desselben bemächtigen, und gestattet ihnen, wenn sie die Beute getödtet haben, ein wenig von ihrem Fleische zu genießen."

„Hat man es dahin gebracht, daß der Falke jedesmal sicher das Thier angreift, das man ihm auf der Stange vorhält, so wiederholt man diese Uebung zu Pferde mit ihm. Man versieht sich mit einigen Rebhühnern oder Hasen, je nachdem man künftig diesen oder jenen mit ihm jagen will, und begibt sich hinaus in die Ebene. An einer vollkommen freien Stelle wird Halt gemacht. Will man die Falken, die man, mit Kappe und Fesseln versehen, bis dahin auf Kopf oder Achsel getragen hat, nun fliegen lassen, so setzt man sie auf die durch einen Handschuh geschützte linke Faust. Zuerst wird dann ein Rebhuhn mit verschnittenen Flügeln,

oder ein lahmer Hase losgelassen, während man dem Falken die Kappe abnimmt. Nun kommt es bisweilen vor, daß der Falke auf die ihm bestimmte Beute gar nicht achtet, sondern unter lautem Freudengeschrei die Gelegenheit benutzt, die Flucht zu ergreifen. Ein ächter Falkner läßt solche Thiere ohne Bedauern fliegen. In der Regel jedoch denkt der Falke, wenn ihm die Kappe abgenommen worden, gar nicht an seine Freiheit, sondern er sieht nur die Beute, die man ihm vorgeworfen, und stürzt sich sofort auf sie, um sie zu tödten. Ist dieß geschehen so fängt und fesselt man ihn wieder."

„Vollkommen abgerichtet ist der Falke indeß erst dann, wenn er auf den Ruf des Falkners zu hören gelernt hat. Man lehrt ihn dieß mit Hülfe eines ausgestopften Hasen. Hat der Falke das ihm preisgegebene Wild getödtet, so reitet der Falkner auf ihn zu, hält ihm den Hasenbalg vor, den er schon kennen muß, und ruft ihn dabei in eigenthümlicher Weise. Der Falke soll dadurch lernen, auf die Faust oder Achsel zurückzukommen. Folgt er dem Rufe nicht, so steigt der Falkner von seinem Pferde, tritt dicht zu ihm, hält ihm den Balg vor und zeigt ihm einige Fleischstücke, die ihn dann stets anlocken. Im December ist die Abrichtung gewöhnlich beendigt und nun kann man die Falken mit auf die Jagd nehmen und steigen lassen. Wir werden morgen sehen, was meine Falken gelernt haben."

„Ah, ich bin sehr begierig darauf," sagte Robert. „Und was für Wild werden wir jagen?"

„Wir werden das Rebhuhn jagen, den Hasen und auch die Trappen," versetzte der Scheik. „Wo viel Wasser ist, wie hier, findet man auch viel Wild von jeder Art, und dieß ist der Grund, weßhalb ich Euch hierher geführt habe. Ich hoffe, von Allem zu finden, damit ihr die Falkenjagd vollkommen kennen lernt. Wir werden sehen. Wir werden sehen."

In diesem Augenblicke drang aus weiter Ferne herüber

ein dumpfes Rollen, wie das Donnern eines entfernten Gewitters.

„O weh," rief Robert aus, — ein Gewitter! Wenn es nur unsere morgige Jagd nicht zu Schanden, oder vielmehr zu Wasser macht."

Der Scheik blickte den jungen Menschen mit großen Augen an; Kapitän Gerard zuckte ein wenig spöttisch die Achseln. Die erstaunte Miene des Scheik nahm aber sogleich wieder die gewöhnliche, würdevolle Ruhe an.

„Er ist noch jung," wendete er sich zu Kapitän Gerard, „er kennt noch nicht den Donner des Herrn mit dem dicken Kopfe?"

„Was? Den Donner des Herrn mit dem dicken Kopfe!" fragte Robert betreten. „Nennt man ein Gewitter hier zu Lande den Herrn mit dem dicken Kopfe?"

„Nein," versetzte Kapitän Gerard, — „so nennen die Araber den Löwen!"

„Aber Sie wollen doch nicht etwa behaupten, daß dieser Gewitter-Donner das Gebrüll des Löwen wäre?" rief Robert zweifelhaft aus. „Unmöglich! Hören Sie nur! Eben rollt es wieder über die Ebene, — ein schwerer Schlag!"

„Es ist das Gebrüll eines Löwen," erwiederte Kapitän Gerard mit einem Nachdrucke, der jeden längeren Zweifel sofort ausschließen mußte. Wir werden später vielleicht noch seine nähere persönliche Bekanntschaft machen."

„Das also ist das Gebrüll des Löwen," sagte Robert äußerst nachdenklich. „So freilich hab' ich es mir nicht vorgestellt. Es ist furchtbar!"

„Die Araber haben deßhalb auch nur einen einzigen, aber freilich ganz bezeichnenden Ausdruck dafür," sagte Kapitän Gerard. „Sie nennen es ganz einfach ‚Rat' Donner. Sie brauchen sich deßhalb nicht zu schämen, mein lieber Robert, daß Sie es für Donner gehalten haben. Es klingt ganz ebenso, tief und gewaltig."

„Nun, wahrhaftig," sagte Robert, „dieses Gebrüll bringt

mich auf den Gedanken, als ob ich bisher doch noch nicht eine ganz richtige Vorstellung von einem wirklichen Wüsten-Löwen gehabt hätte.“

„Wenn Sie einen Solchen erst einmal sehen, so werden Sie die Richtigkeit dieses Gedankens vollständig bestätigt finden,“ sagte Kapitän Gerard. „Da indeß dazu für heute keine Hoffnung ist, so möchte ich vorschlagen, zur Ruhe zu gehen.“

Der Scheik nickte.

„Wer früh den Schlaf sucht, wird am anderen Morgen frisch in den Gliedern und hell im Geiste sein,“ sagte er, und machte Miene, sich von den Kissen zu erheben.

„Aber fürchtest du nicht, daß der Löwe uns überfallen könnte?“ fragte Robert.

„Er wird nicht kommen,“ versetzte der Scheik, — „er sieht aus der Ferne unsere Feuer, und er schließt daraus, daß wir wach sind. Er wird unsere Ruhe nicht stören.“

Der Scheik gab der Dienerschaft noch einige Befehle, schärfte ihr Wachsamkeit ein, und verschwand sodann mit seinen Gästen im Zelte.

Als am nächsten Morgen die ersten Strahlen der Sonne über die thaugetränkte Erde blitzten, saßen die Jäger schon wieder zu Pferde, und ritten langsam über die Ebene. Sie hatten sich auf Rufes Weite von einander getrennt, um ein möglichst großes Revier nach Wild absuchen zu können, und es dauerte gar nicht lange, so trieben sie an verschiedenen Stellen Hasen aus ihren Verstecken auf, die eiligen Laufes ihre Rettung in der Flucht suchten. Der Scheik und seine Gäste hielten sich etwas näher zu einander, als die Dienerschaft, und alle Drei trugen einen Falken auf der Faust. Beim Aufspringen des ersten Hasen gab der Scheik seinen beiden Begleitern ein Zeichen, daß sie ihre Falken zum Loslassen bereit halten sollten, und nahm dann seinem eigenen Thiere die Haube und Fesseln ab. Die scharfen Augen des Falken gewahrten sofort den davon flüchtenden Hasen.

Ohne zu zögern, schwang er sich in die Lüfte, und kreiste einen Augenblick später über seiner Beute.

„Ihm nach! Ihm nach!“ rief der Scheik seinen Begleitern zu. „Wir dürfen ihn nicht aus den Augen verlieren!“

Es bedurfte nur eines leichten Schüttelns der Zügel, und die edlen Pferde setzten sich in Galopp. Wie im Fluge ging es über die weite Ebene, immer dicht hinter dem Hasen her, über dem noch immer drohend der Falke schwebte. Aber nicht mehr lange. Auf einen Ruf des Scheik schoß er pfeilschnell aus der Höhe hernieder, und stürzte sich auf den Hasen, der in wenigen Augenblicken den Schnabelhieben seines stärkeren Feindes erlag. Ein zweiter Schrei rief den Falken zu seinem Herrn zurück, von dem er sich ohne Sträuben wieder die Kappe auflegen ließ.

Einen zweiten, dritten, vierten Hasen traf ganz dasselbe Loos des ersten. Der Scheik und seine Gäste ließen abwechselnd ihre Falken steigen, und immer bewährten sie sich als vortrefflich.

Man erreichte jetzt eine etwas bebuschte Ebene, und hier mäßigten die Reiter den raschen Lauf ihrer Pferde, und schlossen sich wieder näher an einander.

„Jetzt erwartet uns ein anderes Schauspiel,“ sagte der Scheik. „An Stellen, wie diese, pflegen die Hasen nicht zu fliehen, sondern ducken sich, sobald sie einen Falken über sich schweben sehen. Wir werden sie Alle, einen nach dem Anderen, loslassen, und ich denke, sie werden Beute genug finden.“

Der Falke des Scheik stieg zuerst auf, ihm folgte der des Kapitäns, dann ließ Robert den seinigen fliegen, und die übrigen Falkner folgten auf den Wink ihres Herrn diesem Beispiele. Die Falken kreisten über der Ebene. Aber nur wenige Minuten dauerte es, so stieß bald hier, bald dort Einer auf die Erde herab, und ein jämmerliches Geschrei verrieth den Jägern, daß irgend eine neue Beute den Fängen und Schnäbeln der Falken erlag. Auch einige Reb-

hühner wurden im Fluge von ihnen erhascht, und mit lautem Schreien und Jubeln sahen die Araber dem interessanten Schauspiele zu, bis das ganze Gebüsch kein lebendes Wild mehr zu bergen schien. Da ertönte der Lockruf, die Falken kehrten zu ihren Gebietern zurück, und die Dienerschaft las die Ausbeute der Jagd von der Erde auf, um sie auf einem Saumrosse weiter zu transportiren.

Nur ein einziger Falke gehorsamte dem Lockrufe nicht, und man entdeckte sogleich, daß es der Falke Roberts war. Es schien, daß er einen Hasen angetrieben habe und ihn verfolge. Robert, seinem jugendlichen Feuer nachgebend, setzte im Galopp nach, um dem fliehenden Hasen den Vorsprung abzugewinnen. Dieß gelang ihm auch, während die übrigen Reiter langsamer nachkamen. Der Hase kam so zwischen ihn und die anderen Jäger in die Mitte, und sah jeden Fluchtweg abgeschnitten. Er schien jetzt die Beute des Falken werden zu müssen. Plötzlich aber, nachdem er einen Moment gestutzt und sich geduckt hatte, sprang er wieder in langen Sätzen vorwärts, gerade auf Robert zu, und flüchtete sich unter den Bauch seines Pferdes. Der Falke verfolgte ihn zwar, aber da er seine Beute nur dann fassen kann, wenn er in gerader Linie von oben auf dieselbe herabschießt, so hinderte ihn das Pferd, und er stieß vor Zorn und Aerger ein gellendes Geschrei aus, während er das Pferd rings umkreiste, ohne doch zum Angriffe schreiten zu können. Robert wendete sein Pferd rechts und links, ritt vorwärts und rückwärts, um den Hasen aus seinem Zufluchtsorte zu vertreiben, aber es gelang ihm nicht. Das geängstigte Thier folgte allen seinen Bewegungen, und hielt sich unter dem Bauche des Pferdes vor jedem Angriffe des Falken gedeckt.

Jetzt kamen der Scheik und die Uebrigen an, und die Araber erhoben sofort ein lautes Geschrei und schwenkten ihre Burnusse in der Luft, um den Hasen unter dem Pferde vorzujagen. Aber auch dieß half nichts, der Hase blieb

unter dem Pferde, zum Verdrusse Roberts, dem alle seine Reiterkünste nichts nützten, und zum Aerger des zornigen Falken, dessen Geschrei immer gellender ertönte. Man mußte auf andere Weise der für die Zuschauer eigentlich komischen Scene ein Ende machen.

Die Gesellschaft schloß einen Kreis um Robert; ein Falkner sprang vom Pferde, fing den Hasen mit der Hand, trug ihn an den Löffeln (Ohren) bis in die Mitte des Kreises, setzte ihn hier auf den Boden, und sprang schnell zurück. Ehe sich der Hase wieder besinnen konnte, war jetzt der Falke über ihn her, packte ihn mit den scharfen Fängen und zerschmetterte ihm mit seinem starken Schnabel den Hirnschädel. Nun erst kehrte er, dem Rufe gehorsam, auf die Faust Roberts zurück.

Man hatte nun ein paar Dutzend Hasen, eine Anzahl Rebhühner gar nicht gerechnet, beisammen, und der Scheik legte seinen Gästen die Frage vor, ob sie die Hasenjagd noch weiter fortsetzen, oder zur Jagd der Trappen übergehen wollten?

„Wie es dir beliebt," antwortete Kapitän Gerard. „Doch denke ich, Hasen hätten genug unter den Fängen der Falken geblutet.

„Vorwärts also auf die Trappen," sagte der Scheik. „Mein Kundschafter hat mich benachrichtigt, daß er auf der Ebene, westlich von hier, ein Volk von fünfzehn bis zwanzig Stück entdeckt habe. Wir können sie in einer halben Stunde erreichen."

„Wir folgen dir," versetzte der Kapitän, — und im Galopp eilte der ganze Trupp nach Westen zu.

Noch war keine halbe Stunde vergangen, so kamen die Trappen in Sicht. Nun wurde langsamer geritten, und man näherte sich den nichts Böses ahnenden Vögeln bis auf eine geringe Entfernung. Jetzt befahl der Scheik, zwei der besten Falken loszulassen. Dies geschah und wenige Augenblicke nachher schwebten sie über den Trappen, die sich erst

ängstlich duckten, dann aber plötzlich die Flucht ergriffen, um wo möglich den Raubvögeln zu entgehen. Nach kurzer Zeit trennte sich eine Trappe von den Uebrigen, und stieg mit gewaltigem Flügelschlage fast kerzengrade in die Höhe. Die Falken ließen augenblicklich von der Verfolgung der ganzen Truppe ab, und jagten den einzelnen Vogel, indem sie hinter ihm her wolkenwärts flogen.

„Jetzt die übrigen Falken los!" rief der Scheik, — „und Jeder achte auf seinen eigenen!"

Im Nu waren den Falken die Kappen und Fesseln genommen, und Alle stürzten sich mit grimmiger Lust auf die bereits ganz verschüchterten Trappen. Jeder suchte sich seine besondere Beute aus. Im Nu war der bisher zusammengedrängte Haufen der verfolgten Vögel auseinander gesprengt. Einzelne suchten sich der Angriffe der gefährlichen Gegner zu erwehren, Andere durch die Flucht sich ihnen zu entziehen. Robert, der seinen Falken sorgfältig im Auge behalten hatte, sah ihn einen solchen Flüchtling verfolgen, und gab ohne Besinnen seinem Pferde die Sporen, um die Vögel nicht aus dem Auge zu verlieren.

„Nicht zu weit!" rief der Scheik ihm nach; aber Robert hörte diese Worte entweder gar nicht, oder er beachtete sie nicht im Eifer der Jagd.

Die Vögel flogen, und Robert hinter ihnen drein. Wohl eine halbe Stunde dauerte die Jagd. Robert verzweifelte schon, daß sie einen günstigen Ausgang nehmen würde, denn die Trappe gebraucht in der Todesangst kräftig ihre Schwingen, als der Falke dennoch ihr plötzlich zuvorkam, und mit beiden Fängen ihren Hals packte. Jetzt stieg die Trappe gerade in die Höhe, und versuchte alles Mögliche, den Feind abzuschütteln. Es gelang ihr nicht; der Falke dagegen brachte ihr mehrere Schnabelhiebe bei, die sie bald matt und kraftlos machten. Sie flatterte nur noch krampfhaft mit den Flügeln, schwankte und taumelte von einer Seite zur andern, überschlug sich in der Luft, und stürzte



endlich in gerader Linie von hoch oben auf die Erde herab. Eine Minute später hielt Robert auf dem Pferde dicht daneben. Die Trappe war todt, aber der Falke lebte, und gehorchte augenblicklich, als Robert ihn auf seine Faust zurückrief, wo ihm Kappe und Fesseln wieder angelegt wurden.

Robert nahm seine Jagdbeute auf, hing sie vorn an den Sattelknopf, und dachte nun daran, zu der Gesellschaft zurückzukehren, die er so eilig verlassen hatte. Er sah sich nach ihr um, konnte sie aber nirgends entdecken. Doch machte ihm das keinen großen Kummer. Er konnte ja unmöglich sehr weit von ihr entfernt sein, und glaubte auch die Richtung zu kennen, die er einschlagen mußte, um wieder zu ihr zu gelangen. Er fand und verfolgte die Spuren seines Pferdes im Sande, und begann gemächlich die im Galopp durchflogene Strecke zurück zu reiten. Plötzlich stutzte er. Er sah auf seinem Wege ein widerwärtig aussehendes Thier, das ihm etwas hinkend entgegenkam. Robert erkannte sofort eine Hyäne, welche auf einem Raubzuge fern von ihrer Höhle vom Tage überrascht sein mochte, und nun wahrscheinlich dahin zurückhinkte.

Robert hatte in Europa oft gehört, was für ein furchtbares Raubthier die Hyäne sei, und in der ersten Bestürzung beim Begegnen der Bestie dachte er an weiter nichts, als an eiligste Flucht. Im zweiten Augenblicke besann er sich aber eines Anderen.

„Wie würde ich triumphiren können, wenn ich das Thier erlegte, und als eine Trophäe zu den Uebrigen brächte!“ dachte er. „Wie würde der Scheik Ben-Abdallah staunen! Wie Kapitän Gerard mich beneiden! Ich wage den Kampf, und sollte er mein Leben kosten!“

Ein Gewehr führte Robert nicht bei sich, aber der Säbel klirrte an seiner Hüfte. Er zog ihn, um das Thier anzugreifen, und ritt auf dasselbe zu. Die Hyäne aber, anstatt ihn zu erwarten und die Zähne gegen ihn zu fletschen, wich ihm aus, und verschwand in einem nahen Gebüsch,

tauchte aber bald am Fuße eines Felsens wieder auf, wo es abermals verschwand.

Robert faßte schnell seinen Entschluß. Er sprang vom Pferde, warf die Zügel über einen Ast, damit es nicht davon laufen konnte, und folgte der Hyäne, — nicht ohne Herzpochen, aber mit dem festen Willen, durch Tödtung des Thieres dem Kapitän einen Beweis seines Muthes zu geben. Bald erreichte er den Felsen und fand hier eine weite Höhle, in welche ohne Zweifel die Hyäne gekrochen sein mußte, denn ihre Fußtapfen waren dicht davon im Sande sichtbar. Robert folgte ihr mit kühner Todesverachtung, und drang ebenfalls in die Höhle ein. Mit vorgestrecktem Degen tappte er vorwärts. Nach zehn Minuten stand er der Hyäne gegenüber, so nahe, daß sie auf seine Säbelspitze biß. Es war aber so dunkel in der Höhle, daß er nichts deutlich erkennen konnte. An Zurückweichen dachte er nicht; also kniete er nieder, schloß auf kurze Zeit die Augen, und sah, als er sie wieder öffnete, den Kopf der Bestie wenigstens deutlich genug, daß er erkennen konnte, wohin er den Stoß seines Säbels führen müsse. Er suchte zuerst diese Waffe den Zähnen der Hyäne zu entreißen, aber die Bestie ließ nicht los, und erst einem kräftigen Rucke gelang es, die Klinge frei zu machen. Jetzt führte Robert einen heftigen Stoß gegen die Brust des Thieres; die Klinge drang bis an das Heft ein, und die Hyäne ließ ein dumpfes Knurren vernehmen, ohne jedoch irgend welchen Widerstand zu leisten. Als Robert die blutige Klinge zurückzog, war das Thier todt. In diesem Augenblicke erschallten Stimmen vor der Höhle. Robert erkannte seine Jagdgenossen, und in doppelter Freude über seinen Sieg und jener Ankunft packte er die Hyäne bei den Pfoten, und schleppte seine Trophäe glühend vor Freude an das Tageslicht.

„Da seht,“ sagte er stolz, indem er den todten Körper der Bestie vor die Füße der Pferde warf, — „diese Hyäne

hab' ich getödtet, ich allein, ohne Flinte, nur mit meinem Säbel bewaffnet!"

Robert erwartete ohne Zweifel Ausrufe des Erstaunens und der Bewunderung seiner Tapferkeit zu vernehmen, aber wie sehr fand er sich getäuscht, als ihm von Seiten der Araber nur ein lautes Gelächter des Spottes entgegentönte, in welches einzustimmen selbst Kapitän Gerard kaum sich enthalten konnte. Robert machte eine so verdutzte und verlegene Miene, daß endlich Scheik Ben-Abdallah sich seiner erbarmte, und durch eine Geberde dem Gelächter der Anderen Einhalt that.

„Danke dem Himmel, mein Freund," sagte er dann zu Robert, „daß du dein Gewehr zu Hause gelassen hast, und bediene dich im Kriege dieses Säbels nie wieder, denn er würde dich verrathen."

Als Robert verwirrt und bestürzt ihn anstarrte, fuhr er fort:

„Der Araber, der eine Hyäne in ihrem Loche findet, nimmt eine Hand voll Kuhdünger, hält ihr denselben vor und sagt: ‚Komm, ich will dich mit Henneh schön machen.' Die Hyäne reicht die Pfote hin, der Araber faßt sie, zieht sie daran heraus, knebelt sie, und läßt sie dann von den Weibern und Kindern als feiges und unreines Thier mit Steinen todt werfen."

Robert erkannte nun schon, daß er einen sehr dummen Streich gemacht hatte, als er sich einbildete, eine große Heldenthat auszuüben, und warf dem Kapitän Gerard einen kläglichen Blick zu, der seine Hülfe ansprach.

„Verzeihe ihm," sagte Kapitän Gerard auch sogleich zum Scheik. „Er ist noch sehr jung, und kennt die Jagd in Afrika nicht. Später wird er schon beweisen, daß er den Löwen eben so wenig fürchtet, als die Hyäne."

„Gut!" erwiederte der Scheik. „Wir werden sehen!"

Robert brannte vor Scham, aber auch vor Verlangen, die begangene Thorheit auf eine glänzende Weise auszu-

gleichen, um sich in den Augen des Scheik wieder zu heben, und den bösen Zungen unter seinen Leuten Schweigen zu gebieten. Für den Augenblick war aber weiter nichts zu machen, als schweigend zu dulden, und die erste beste Gelegenheit abzuwarten, um sich durch eine kühne That wieder in Respekt zu setzen.

Man jagte noch einige Stunden auf Trappen, bis die Beute so groß geworden war, daß noch weitere nur eine unnütze Last gewesen wären. Ein Theil der Diener wurde beauftragt, sie aufzusammeln und nach dem Lager zu schaffen. Der Scheik und seine Gäste mit den übrigen Dienern ritten voraus, und langten bei einbrechender Dunkelheit wieder auf dem Lagerplatze an, wo man Alles unversehrt und in bester Ordnung vorfand. Wie gestern wurden wieder Wachtfeuer angezündet. Man setzte sich in der Nähe derselben nieder, aß, trank, rauchte die langen Tschibuks, und genoß eines behaglichen Ausruhens, das nach den Anstrengungen des Tages besonders angenehm war. Die Unterhaltung drehte sich ganz natürlicher Weise um die Jagd-Abentheuer der verflossenen Stunden, und um die Jagd in Afrika überhaupt. Robert sprach seinen Verdruß darüber aus, daß er durch die Tödtung der Hyäne einen so argen Mißgriff begangen habe, und Kapitän Gerard suchte ihn darüber zu trösten.

„Die Sache ist am Ende nicht schlimm," sagte er. „Ein Europäer würde die That ganz in der Ordnung und sogar lobenswerth finden, da man merkwürdiger Weise in Europa noch immer ganz irrthümliche Begriffe über die Hyäne festhält, und sie für eines der blutgierigsten Raubthiere ausgibt. Sie ist in der That nichts weniger, als gefährlich für den Menschen. Bei Tage verkriecht sie sich fern von den Duras in Erdlöchern und Felsenhöhlen, und verläßt nur Nachts ihren Schlupfwinkel, um die arabischen Begräbniß-Stätten aufzusuchen, die niemals durch Mauern, Hecken oder Gräben geschützt sind. Hier scharrt sie die nur oberflächlich

begrabenen Todten aus, und sättigt sich an ihrem Fleische. Nur wenn der Hunger sie allzu sehr quält, und sie auch gar nichts zur Stillung desselben finden kann, wagt sie sich in die Nähe bewohnter Orte, um hier vielleicht ein todtes Stück Vieh oder faulendes Fleisch zu suchen. Die Hyäne gehört zu den Bestien, die man erlegt und tödtet, wo man sie findet, die man aber nicht jagt. Denn die Araber sagen, feig wie eine Hyäne, und die Araber haben Recht."

„Die Hyänen sind schlechter, als die Schweine," sagte der Scheik mit unaussprechlicher Verachtung.

„Nun, das Wildschwein ist am Ende kein so ganz zu verachtender Gegner," versetzte Kapitän Gerard lächelnd. „Ich habe einmal beinahe mein Leben auf einer Schweinsjagd eingebüßt."

„Unmöglich!" rief der Scheik aus, und riß vor Verwunderung weit seine Augen auf. „Du bist ein tapferer Mann und ein guter Schütze. Was könnte ein Wildschwein dir anhaben?"

„Nun, es waren auch im Grunde genommen, nicht die Schweine, die mein Leben bedrohten, sondern ein ganz anderer Umstand, der sich bei einer nächtlichen Jagd auf sie ereignete. Die Geschichte ist kurz, und ich kann sie erzählen, weil sie eine der Gefahren schildert, deren wir in den ersten Jahren nach der Eroberung Algiers häufig genug ausgesetzt waren."

„Die Schwadron Spahi's, in welche ich bei ihrer Bildung eingetreten war, lag im September 1842 in Gelma. Dieses Gelma war damals nur ein Lager, und da die Bevölkerung rings umher erst halb unterworfen war, so hatte unser Kommandant den Befehl gegeben, daß die Soldaten nicht über die Vorposten nach Süden zu hinausgehen durften. Da nun diese Lagerseite sich dem Walde zunächst befand, und ich eine große Jagdlust verspürte, hatte ich mich dennoch eines Nachts hinaus geschlichen, und Bohnenfelder entdeckt, auf denen Wildschweine jede Nacht zu wühlen

schienen. Nach meiner Rückkehr theilte ich diese Entdeckung einem guten Kameraden, Namens Rousselot mit, einem tapferen Gesellen, der keine Furcht kannte, und die Jagd eben so leidenschaftlich liebte, wie ich, besonders die Jagd bei Nacht, und ganz in der Nähe von feindlichen Arabern."

„Ich forderte ihn auf, einen Ausflug mit mir zu machen, und Rousselot sagte nicht nur mit Freuden zu, sondern machte sich auch anheischig, den am wenigsten bewachten Theil des Walles zu ermitteln, wo wir hinabsteigen konnten, ohne bei dem Versuche Hals und Beine zu brechen."

„Um neun Uhr Abends befanden wir uns an der ermittelten Stelle, welche Rousselot die Treppe nannte. Noch ein dritter Mann, den wir in's Vertrauen gezogen hatten, begleitete uns, um Wache zu halten."

„Wir stiegen den Wall hinunter. Alles ging gut, und wir dachten gar nicht daran, ob es uns auch gelingen würde, wieder so gut in's Lager hinein, wie hinaus zu kommen, sondern eben nur an die bevorstehende Jagd. Im Freien angekommen, luden wir unsere Gewehre, — nicht etwa feine Jagdflinten oder Kugelbüchsen, sondern ganz gewöhnliche Commiß-Gewehre und Pistolen, — und hielten unsere blanken Waffen bereit. Rousselot führte einen Cavallerie-Säbel und ein kleines Beil bei sich, ich nur ein Bajonett und ein Vorlegmesser, ein Mittelding etwa zwischen Dolch und Hirschfänger."

„Solcher Maßen ausgerüstet, eilten wir dem Walde zu. Als wir die Bohnenfelder erreichten, sahen wir Beide, daß ich mich in Betreff der Schweine nicht getäuscht hatte. Es waren eine Menge da; aber so bald sie uns erblickten, ergriffen sie die Flucht und nahmen Reißaus. Das war ärgerlich, benahm uns aber die Hoffnung nicht, daß sie wiederkommen könnten, wenn wir uns in einen Hinterhalt legten und ganz still verhielten. Wir beschlossen also, bis gegen Anbruch des Tages zu bleiben."

„Das Feld wurde vom Walde nur durch einen Fußsteig

getrennt. Rousselot stellte sich zwischen zwei Büschen auf, und ich ging dreihundert Schritt weiter zu einem schönen Mastix-Baume, der einsam und allein zwischen dem Wege und dem Felde stand. Die Luft war ruhig, der Himmel völlig klar, und der Mond schien hell. Als ich meine Stellung genommen und eben den Hahn meines Gewehres gespannt hatte, vernahm ich den Klang der Trompeten vom Lager her, welche zum Auslöschen von Licht und Feuer bliesen, und von da an konnte ich die Stunden nach dem Rufe der Schildwachen zählen, der trotz der Entfernung deutlich vernehmbar zu uns drang."

„Die Minuten verrannen, Alles blieb still. Erst um elf Uhr etwa in der Nacht ließ sich links von mir im Walde ein lautes Geräusch hören, und einen Augenblick später gewahrte ich eine große, schöne Sau mit einer großen Heerde junger Schweine, die auf dem Wege einher kamen, und nach dem Bohnenfelde zu gingen. Ich hatte mit meinem Freunde ausgemacht, daß wir nur dann schießen wollten, wenn unsere Kugel absolut tödten mußte, und darum wartete ich, denn die Heerde war über fünfzig Schritt von mir entfernt. Kurz nachher erschien auf demselben Wege ein alter Eber. Er ging sehr vorsichtig, blieb mehrmals stehen, und horchte und witterte. Plötzlich, als er gerade an den Saum des Feldes gekommen war, fuhr er sichtbar zusammen, horchte und witterte von Neuem, und machte dann auf einmal Kehrt, um spornstreichs davon zu rennen. Im gleichen Momente sprang auch die Sau mit ihren Jungen aus dem Wege, und galoppirte eiligst in den Wald hinein."

„Ehe ich noch das Räthsel dieser plötzlichen und überraschenden Flucht lösen konnte, sollte mir von außen her Aufklärung kommen. Ich glaubte zu meiner Rechten Stimmen zu vernehmen, und erinnerte mich nun, im Lager gehört zu haben, daß Leute von dem noch nicht unterworfenen Stamme der Uled-Dann fast jede Nacht bis fast an den Fuß unserer Wälle schlichen, um von dort aus auf un-

sere Schildwachen zu schießen. Mein Freund und ich befanden uns gerade auf dem Wege dieser Leute, die jeden Augenblick näher kamen, wie ich deutlich aus ihren Gesprächen entnahm."

„Was sollte ich thun? Zu Rousselot eilen, und in Gemeinschaft mit ihm zu fliehen, war es bereits zu spät. Die Gegner mußten mich augenblicklich sehen, sobald ich aus dem Schatten des Baumes vortrat, und dann war ich verloren, denn ihre Zahl war groß, und Alle schienen gut bewaffnet zu sein. Ich faßte meinen Entschluß. Bis dahin hatte ich dem Fußwege den Rücken zugekehrt; jetzt drehte ich mich nach ihm um, steckte mein Pistol mit gespanntem Hahn und mein blankes Messer in den Gürtel, legte die Flinte schußfertig an, und harrte so der Dinge, die da kommen würden."

„Mein Plan war folgender."

„Da der Weg zu schmal ist," dachte ich mir, „als daß zwei Männer neben einander gehen können, da ferner die Burnus der Araber an die Zweige streifen müssen, unter denen ich versteckt bin, so packe ich, wenn ihrer nur vier oder fünf sind, den Letzten am Burnus, springe mit Einem Satze zwischen ihn und seine Vordermänner, und durchbohre ihn geräuschlos mit meinem Bajonett. Dann feure ich mein Gewehr ab, und tödte mit dem Schusse einen Zweiten, wenn nicht gar zwei, die vielleicht dicht hinter einander gehen; die Uebrigen aber, wenn sie nicht gleich im ersten Schrecken die Flucht ergreifen, werden dann unschwer zu überwältigen sein. Im anderen Falle, wenn sie zu zahlreich sind, dachte ich weiter, so lasse ich sie, wenn sie mich nicht bemerken, ruhig vorüber. Sehen sie mich aber, so schieße ich den ersten besten über den Haufen, stürze mich mitten in die jedenfalls überraschte Schaar, haue um mich herum, wie ein wüthender Eber, und verlasse mich im Uebrigen auf die Hülfe meines Freundes Rousselot, der jedenfalls das Geräusch des Kampfes hören muß, und zu meinem Beistande herbei eilen wird."

„So weit war mein Plan entworfen und eben fertig geworden, als ich den Ersten der sich nähernden Araber erblickte, einen riesenhaften Kerl, dessen ganzes Aussehen nichts weniger als Sanftmuth und Güte verrieth. Auf seinem Rücken trug er eine Flinte, und wenn sein Burnus vorn sich ein wenig öffnete, sah ich den Lauf eines Pistols in seinem Gürtel blinken. Eine lange Reihe Anderer folgte ihm. Grade vor mir blieb der Erste stehen, und sprach zu seinen Gefährten, die ein wenig zurückgeblieben waren, und ganz sorglos mit einander plauderten. Er forderte sie zu rascherem Vorwärtsschreiten auf, und mir kam es vor, als ob er dabei sein wildes, boshaftes Auge grade auf mich gerichtet hielte. In Folge des empfangenen Befehls kamen die Araber schneller heran, und blieben, grade wie der Erste, dicht vor mir stehen, so dicht, daß ich sie mit ausgestrecktem Arme hätte berühren können. Fünfzehn Feinde zählte ich, also viel mehr, als ich gerechnet hatte. Eine solche Uebermacht anzugreifen, wäre mehr als Tollkühnheit gewesen, und ich überlegte eben, wie ich mich verhalten sollte, wenn ich selber angegriffen würde, als zu meinem Glücke der Vorderste seinen Weg fortsetzte, und alle Anderen ihm sofort folgten, ohne mich zu gewahren."

„Tief auf athmete ich, als der Letzte der Fünfzehn an mir vorüber geschritten war, und es war mir zu Muthe, als ob eine schwere Last von meinem Herzen gefallen wäre. Der Vorbeimarsch hatte kaum eine halbe Minute gedauert, aber mir war diese halbe Minute wie eine Ewigkeit vorgekommen."

„Ich für meine Person befand mich nun so ziemlich in Sicherheit, aber ich vergaß nicht, daß mein Freund jetzt in derselben Gefahr schwebte, welche ich kaum so glücklich bestanden hatte. Unmöglich konnte ich ihn im Stich lassen. Um im geeigneten Augenblicke bereit zu sein, verließ ich mein Versteck, und schlich mit gespannter Flinte im Schatten des Waldsaumes hinter den Arabern her, dicht genug, um sie

nicht aus dem Gesicht zu verlieren, und doch auch gedeckt genug, um keine Gefahr zu laufen, gesehen zu werden. Mein Herz pochte, als die Araber die Stelle erreichten, wo Rousselot im Versteck lag; aber meine Angst dauerte nur wenige Augenblicke. Die Araber schritten an Rousselot vorüber, und bemerkten ihn so wenig wie mich. Der Letzte war kaum vorüber, als mein braver Freund auch schon aus dem Gebüsche vortrat, um nach mir zu sehen, und sich durch eigene Anschauung zu überzeugen, wie es mir ergangen sein mochte. Ich drückte ihm stumm die Hand, und dann drangen wir seitwärts tiefer in den Wald ein, wo wir uns verbargen, um einer abermaligen Begegnung mit unseren erst gefährlichen Gegnern auszuweichen. Mit Tagesanbruch suchten wir wieder unser Lager auf, kamen glücklich daselbst an, und gratulirten uns gegenseitig, daß wir, wenn auch keine Beute von der Schweins-Jagd, doch wenigstens unsere Personen heil und gesund in das Lager zurückgebracht hatten."

„Das kann bei alledem keine sehr vergnügliche Jagd gewesen sein," sagte Robert, als der Kapitän seine Erzählung beendigt hatte. „Sie empfanden wohl wenig Lust, sie später zu wiederholen."

„Oh, doch!" erwiederte der Kapitän. „Nach jener Zeit verging, so lange wir noch im Lager waren, kaum eine Woche, wo wir nicht frisches Schweinefleisch zu essen gehabt hätten. Nur hüteten wir uns, wieder mit Arabern zusammen zu treffen, und nahmen danach unsere Maßregeln. Damals reizte uns nicht allein das Vergnügen an der Jagd selbst, sondern wir konnten jederzeit auch sehr gut frisches Fleisch gebrauchen, von dem sich im Lager niemals ein besonderer Ueberfluß fand."

„Wir Araber," nahm der Scheik jetzt das Wort, „jagen die Schweine ebenfalls, aber nicht wegen ihres Fleisches, denn das Schwein ist ein unreines Thier, auch selten des Vergnügens halber, denn es gibt noch anderes, besseres Wild bei uns zu jagen, sondern nur, um unsere Ernten

vor ihnen zu schützen. Wir hetzen sie während des Sommers auf der Ebene, während des Winters im Walde. Um sie möglichst auszurotten, findet sich immer eine größere Anzahl von Jägern zusammen, und reitet gemeinschaftlich zur Hetze aus. Die Jagd ist nicht ganz gefahrlos, besonders wenn man einen alten Eber vor sich hat, aber selbst die Jagd auf Hirsch, Antilope und Gazelle gewährt größeren Genuß, geschweige denn die Jagd auf den König der Thiere, den Löwen. Mein Freund, der Löwentödter, wird davon zu erzählen wissen."

„Allerdings stelle ich die Jagd auf den Löwen unter allen Jagden am höchsten," sagte Kapitän Gerard. „Ich kenne keine andere, die ihr nur entfernt an die Seite gesetzt werden könnte. Die Hyäne, der Schakal, selbst der Leopard und Panther sind harmlose Geschöpfe gegen den Löwen. Jene wagen es nie, den Menschen anzugreifen, sie vertheidigen sich höchstens, wenn sie angegriffen werden. Ich habe diese Erfahrung stets, ohne Ausnahme auch bei dem sonst so gefürchteten Panther gemacht. Um nur ein Beispiel davon zu erzählen. Vor einiger Zeit erfuhr ich von Eingebornen in der Nähe von Nesch-Meia, daß ein großer Panther in einer Felsenwand seinen Aufenthalt genommen habe. Da sie nur etwa zwei Stunden weit entfernt war, machte ich mich sogleich auf den Weg dahin."

„In Begleitung eines Eingeborenen, der mir als Führer diente, erreichte ich die Felsenwand etwa um fünf Uhr Nachmittags, grade in demselben Augenblicke, als der Panther mit einem Thiere im Rachen, das mir ein Waschbär zu sein schien, in sein Lager zurückkehrte. Ich sah ihn, aber die Entfernung war zu groß, um sicher schießen zu können, und so zog ich es vor, in größerer Nähe auf die Wiederkehr des Raubthieres zu warten."

„Ich gab dem Araber Befehl, nach dem Duar zu gehen, wo ich mein Pferd zurückgelassen hatte, und es mir bei Tagesanbruch zuzuführen. Dann schlich ich dicht zu der

Höhle hin, wo der Panther verschwunden war. Dem engen Eingange gegenüber in zehn Schritt Entfernung stand ein Mastixbaum, unter dem ich Posto faßte, um die Nacht hindurch auf den Panther zu wachen. Ich stellte mich so, daß er mich nicht sehen konnte, ehe er sich nicht einige Schritte weit von seiner Höhle entfernt hatte."

„Gegen zehn Uhr hörte ich hinter mir, an der andern Seite des Baumes, ein mehrmaliges Prusten, drehte mich rasch um, um einem etwaigen Ueberfalle vorzubeugen, und streifte dabei mit meiner Büchse einen Zweig. Das Geräusch mußte den Panther erschreckt haben; ich vernahm eine Art Zischen und Sprudeln, wie von einer Katze, dann den leisen Schall von flüchtigen Fußtritten, und als ich jetzt rasch aufsprang, sah ich den Panther in seine Felsenhöhle zurückkriechen. Bis an den hellen Morgen wartete ich vergebens auf ihn; er kam nicht wieder zum Vorschein."

„Mit dem Tage kam auch mein Araber und brachte mein Pferd. Ich kehrte in den Duar zurück, aber mit dem Vorsatze, am Abend wiederzukommen. Ich wartete die ganze zweite Nacht, — ohne Erfolg. Der Panther streckte nur ganz schüchtern einmal seine Schnauze aus der Höhle vor, zog sich aber sofort wieder zurück, als er die Nähe eines Menschen witterte."

„Zehn Nächte, sage, zehn Nächte lauerte ich ihm so auf, und fand keine einzige Gelegenheit, auf ihn zu schießen. Am elften Tage endlich entdeckte mir ein Hirt, er habe den Panther gegen Mittag gesehen, wie er an einer Quelle in der Nähe der Höhle seinen Durst gelöscht habe. Sofort begab ich mich dahin, und fand unter anderen Fußspuren auch die Fährte des Panthers."

„Die Quelle wurde von einem dichten Gebüsch beschattet, in dem ich mich ganz in der Nähe verbergen konnte. Dieß that ich. Gegen Mittag kam ein Volk Rebhühner, um zu trinken; sie hatten aber kaum ihre Schnäbel naß gemacht, als die Alte ängstlich zu rufen anfing, und Alle sogleich im

Gebüsch verschwanden. Jetzt vernahm ich ein leises Rascheln in den Zweigen, und der Panther erschien, vorsichtig den Kopf vorgestreckt, um jede Gefahr gleich bemerken zu können. Sechs Schritte weit stand er von mir und kehrte mir die Seite zu. Ich zielte nach seinem Kopfe, schoß, und traf ihn gerade zwischen Auge und Ohr. Er brach ohne Laut zusammen, wie wenn ihn der Blitz getroffen hätte."

„Das Thier war so abgemagert, daß ich es aufbrach, um die Ursache dieser auffallenden Magerkeit zu entdecken. Da fand ich denn, daß es nichts gefressen hatte seit dem Abende, wo es einen Menschen mit einem Gewehr vor seiner Höhle gesehen. Seitdem halte ich den Panther für ein listiges und gewandtes, aber auch für ein entschieden furchtsames Thier. Was ist er gegen den Löwen! Eine harmlose Katze"

„Oh, bitte," nahm Robert das Wort, als der Kapitän schwieg, „erzählen Sie uns noch ein wenig vom Löwen. Ich werde immer mehr gespannt darauf, seine Bekanntschaft zu machen, und kann nicht müde werden, von ihm erzählen zu hören."

„Fordern Sie mich morgen zum Erzählen auf, wenn wir wieder am Wachtfeuer sitzen, mein junger Freund," versetzte der Kapitän. „Für heute ist es wirklich zu spät, noch vom Löwen anzufangen; denn ist es einmal geschehen, so kann man sich nur schwer von dem Thema wieder trennen. Also morgen Abend will ich recht gern Ihren Wunsch erfüllen, für heute aber schlage ich vor, daß wir unsere Lagerstätte aufsuchen."

Da der Scheik diesem Vorschlage beistimmte, so zügelte Robert seine Ungeduld, und begab sich mit den Anderen zur Ruhe. Aber sehnlichst wünschte er, daß der folgende Tag erst vorüber sein möchte, um des Abends beim Wachtfeuer die Schilderung des Löwen aus dem Munde des berühmten Löwentödters zu vernehmen.

Viertes Kapitel.

Eine Gesandtschaft.

Am folgenden Morgen, so hatte man beschlossen, sollte noch eine Jagd auf Trappen unternommen werden, und dann gedachte man Tag's darauf in das Duar des Scheik zurückzukehren. Aber es trat ein Hinderniß ein, durch welches dieser Plan vollständig beseitigt, und die Falkenjagd vorläufig aufgegeben wurde.

Mit wunderbarer Schnelligkeit hatte sich nämlich in der Umgegend nah und fern das Gerücht verbreitet, daß der berühmte Löwentödter Gerard auf einem Jagd=Ausfluge in der Provinz anwesend sei, und in Folge dessen erschien am Morgen des anderen Tages, als bereits die Vorbereitungen zur Trappen=Jagd getroffen wurden, eine Gesandtschaft aus einem nur wenige Meilen entfernten Duar, bestehend aus einem alten Häuptlinge und einigen jüngeren Begleitern zu Pferde, welche den Kapitän zu sprechen verlangten. Dieser ließ sie vor sich in das Zelt führen, und erwartete sie dort im Beisein des Scheik Ben=Abdallah und seines jungen Freundes, des Lieutenant Robert Grouchy.

Der Gesandte, ein alter Häuptling mit weißem Bart, der ihm lang über die Brust hinunter fiel, begrüßte den Kapitän mit allen Zeichen der Hochachtung und Verehrung. Der Kapitän erwiederte den Gruß, und lud den alten Mann und seine Begleiter ein, sich auf die Kissen niederzulassen. Man reichte ihnen Kaffee und Pfeifen, und erst nachdem die letzteren in Brand gesetzt waren, nahm der alte Häuptling das Wort, indem er sich an Kapitän Gerard wendete.

„Mein Bruder,“ sagte er, „ich bin gekommen, um einen Freundschaftsdienst von dir zu erbitten. Eine Löwen=Familie hat seit einigen Monden ihren Aufenthalt bei uns genommen, und

mißbraucht die Rechte der Gastfreundschaft. Sie vernichtet unseren Wohlstand, indem sie schon mehr als die Hälfte unserer Schaf- und Rinder-Heerden geraubt und zerrissen hat."

„Gott ist groß!" versetzte der Kapitän. „Warum vertreibt ihr nicht die ungebetenen Gäste oder tödtet sie?"

„Wir sind zu schwach dazu, und fürchten uns vor dem Herrn mit dem dicken Kopfe," versetzte der alte Häuptling demüthig. „Mehrmals haben wir Jagd auf ihn gemacht, und jedes Mal hat er einigen jungen Männern aus unserem Duar den Tod gegeben, während wir ihm nichts anhaben konnten."

„Und jetzt kommt Ihr zu mir, mich aufzufordern, Euch von Euren unwillkommenen Gästen zu befreien?" sagte der Kapitän.

„Mein Bruder hat gesprochen, — so ist es!" erwiederte der Häuptling.

„Gut, ich werde kommen," sagte der Kapitän nach einer kurzen Pause des Nachdenkens.

„Heute noch?" fragte der Häuptling hastig und mit sichtbarer Freude.

„Heute noch," antwortete der Kapitän. „Laßt Eure jungen Männer das Lager der Löwen aufspüren. Dann werde ich sie während der Nacht erwarten, und mit Allahs Hülfe Einen nach dem Anderen tödten. Geht! Ich habe gesprochen!"

Der Häuptling und seine Begleiter entfernten sich unter Danksagungen und mit achtungsvollen Geberden. Der Scheik begleitete sie vor das Zelt. Der Kapitän und Robert waren allein. Letzterer befand sich in lebhafter Aufregung.

„Kapitän Gerard," sagte er, „ich hoffe, Sie werden die Löwen nicht allein jagen, sondern mir die Freude gewähren, Gefahr und Kampf mit Ihnen zu theilen. Sie würden mich tief kränken, ja mich unglücklich machen, wenn Sie meine Bitte, mich mitzunehmen, zurückwiesen!"

„Ich weise Sie nicht zurück," antwortete Kapitän

Gerard. „Im Gegentheil, ich war schon vorhin gesonnen, Sie zur Theilnahme an der Löwenjagd aufzufordern. Nur habe ich dabei einige Bedingungen zu stellen.“

„Reden Sie, Kapitän!“ sagte Robert hastig. „Ich werde sie Alle erfüllen.“

„Gut! Hören Sie denn, mein junger Freund!“ fuhr der Kapitän fort: „Ich habe Sie seit unserer ersten Begegnung nun schon hinreichend kennen gelernt, um zu wissen, daß es Ihnen weder an Muth, noch an Gewandtheit fehlt. Aber grade diese Eigenschaften können Ihnen bei einem Zusammentreffen mit dem Löwen gefährlich werden, bei welchem die äußerste Vorsicht nie außer Acht gelassen werden darf. Sie müssen mir daher versprechen, nie den Löwen allein anzugreifen, und auf der Jagd meinen Anordnungen so pünktlich zu folgen, als ob wir uns auf dem Exercierplatze befänden.“

„Das verspreche ich,“ versetzte Robert.

„Wohl, dieß ist die eine Bedingung; — die andere ist, daß Sie mir im Verkehr mit den Arabern überall den Vortritt lassen, und sich in keiner Weise mit einmengen. Dieß ist nothwendig. Ich kenne den Araber, und weiß, daß er ein gefährlicher Feind ist, wenn er sich beleidigt glaubt.“

„Auch dieß verspreche ich,“ sagte Robert. Ich will überhaupt weiter nichts, als Sie begleiten dürfen. Im Uebrigen unterwerfe ich mich ganz und gar Ihren Anordnungen und Befehlen.“

„Gut! So darf ich hoffen, daß ich Sie ungefährdet aus den Kämpfen mit den Löwen zurückbringen werde,“ erwiederte der Kapitän. „Aber halten Sie auch Wort! Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich meine Bedingungen nicht ohne triftigen Grund gestellt habe.“

„Ich werde Wort halten, gewiß,“ versetzte Robert. „Aber sagen Sie mir einmal ganz aufrichtig, Kapitän, ist der Löwe denn wirklich ein so sehr gefährlicher Feind?“

„Sie kennen den Löwen nicht, sonst würden Sie nicht eine solche Frage an mich richten,“ entgegnete der Kapitän

sehr ernst. „Ueberhaupt ist die Welt noch sehr im Irrthum über ihn und seine Lebensweise, und ich denke, es wird nicht schaden, wenn ich Ihnen einige Beobachtungen mittheile, die ich über ihn gemacht habe. Vor allen Dingen müssen Sie einmal ganz und gar das Bild verwischen, das Sie sich von Löwen, die sie in der Gefangenschaft gesehen, gemacht haben. Ein Vergleich zwischen diesen und dem Könige der Wüste ist durchaus unzulässig.“

„Das Leben des Löwen ist vorzugsweise ein Nacht-Leben; denn bei Tage zieht er sich in seine Schluchten und andere Zufluchtsorte zurück, und pflegt da der Ruhe bis nach Sonnenuntergang.“

„Betrachten wir eine Löwen-Familie. Sie besteht aus den beiden Alten, und zwei oder drei Jungen. In den ersten Monaten verlassen die Letzteren ihre Höhle nicht, sonder werden von ihren Eltern gespeist. Sind sie vier bis fünf Monate alt, so begleiten sie ihre Mutter bis an den Saum des Waldes, wohin der alte Löwe ihnen die Beute bringt. Sind sie ein halbes Jahr alt geworden, so verläßt die ganze Familie , und zwar stets nur in einer sehr finstern Nacht, das Lager, und von diesem ersten Ausfluge an gehen sie fortwährend zusammen, bis sich die Jungen von den Alten trennen müssen, um auf ihre eigene Hand zu leben. Im Alter von acht Monaten bis zu einem Jahre fangen die jungen Löwen an, die Schaf- und Ziegen-Heerden anzufallen, die bei Tage in die Nähe ihres Aufenthaltes kommen. Bisweilen wagen sie sich sogar schon an Rinder, aber sie sind in diesem Alter noch so ungeschickt, daß sie nur selten Eins tödten können, wenn Ihnen nicht der Vater zu Hülfe kommt. Erst im Alter von zwei Jahren können sie ein Pferd, ein Rind oder ein Kameele mit einem einzigen Biß in die Gurgel umbringen, und über die sechs Fuß hohen Hecken setzen, welche zum Schutze der Heerden errichtet sind. In dem Alter von einem bis zu zwei Jahren werden sie den Bewohnern der Umgegend besonders verderblich, denn

die Löwen-Familie tödtet nicht blos, um sich von der Beute zu sättigen, sondern damit die Jungen tödten lernen. Eine solche Lehrzeit ist natürlich sehr kostspielig für die Eingebornen, denn sie müssen ihre Heerden dazu hergeben, ohne in den meisten Fällen es verhindern zu können. Denn, wie schon gesagt, die Araber verstehen nichts von der Löwenjagd, und sie fürchten den Löwen, so muthig sie sonst auch sein mögen."

„Sind die jungen Löwen drei Jahr alt, so verlassen sie ihre Eltern, und sorgen fortan für sich selbst. Ausgewachsen sind die Löwen aber erst mit acht Jahren. Dann haben sie ihre ganz eKraft erlangt, und der Löwe, der um ein Drittheil größer ist, als die Löwin, hat die Mähne vollständig erhalten."

„Uebrigens gibt es in Algier drei Arten von Löwen, den schwarzen, den gelbröthlichen und den grauen. Der schwarze kommt am seltensten vor und ist etwas kleiner, als die beiden anderen Arten, aber stärker an Kopf, Schultern Hüften und Beinen. Sein Fell ist dunkelbraun bis zur Schulter; die lange und dichte Mähne dagegen ganz schwarz. Seine Stirn ist eine Elle breit; der Körper von der Nasenspitze bis zur Wurzel des Schweifes fünf Ellen lang. Die Schwere seines Körpers schwankt zwischen 550—600 Pfund. Die Araber fürchten diesen Löwen mehr als die beiden anderen Arten, und die Araber haben Recht."

„Der schwarze Löwe schweift nicht umher, wie der gelbe und graue. Er sucht sich einen guten Aufenthalt, und bleibt da bisweilen dreißig Jahr. Selten geht er in die Ebene hinunter, um die Duars anzugreifen; dagegen lauert er Abends den von den Bergen heimziehenden Rinder-Heerden auf, und tödtet oft vier bis fünf Stück, um ihr Blut zu trinken. Im Sommer, wenn die Tage lang sind, verläßt er sein Lager mit Sonnen-Untergang, und begibt sich auf einen Weg, der über das Gebirge führt, um hier auf einen verspäteten Reiter oder Fußgänger zu lauern, der dann gewöhnlich seine Beute wird."

„Der gelbe und graue Löwe unterscheiden sich nur durch die Farbe der Mähnen von einander. Sie sind etwas größer, als der schwarze, aber nicht so stark. Ihre Lebensweise ist sonst so ziemlich gleich, nur eben mit dem Unterschiede, daß sie auf Raub ausziehen, während der schwarze auf seine Beute wartet."

„Das Leben des Löwen während des Tages und während der Nacht ist so gänzlich verschieden, daß es zu vielen falschen Angaben über ihn verleitet hat. Weil einmal Jemand am Tage ungefährdet mit einem Löwen zusammentraf, welchen die Fliegen oder die Hitze oder der Durst aus seinem Lager trieben, der noch halb im Schlafe war und keinen Hunger spürte, hat man behauptet, der Löwe falle den Menschen nicht an. Allerdings, der Löwe tödtet nicht, wie der Tiger, um zu tödten, sondern er tödtet, um zu leben oder um sich zu vertheidigen, wenn er angegriffen wird. In einem Lande, wie Algier, das von zahlreichen Heerden bedeckt wird, fühlt der Löwe bei Tage niemals Hunger. Das wissen die Eingebornen sehr wohl, und haben deßhalb keine Scheu vor ihm, so lange die Sonne scheint. Wenn aber der Löwe sein Lager verläßt, so bleiben sie wohlweislich zu Hause, oder, wenn sie Nachts reisen müssen, so thun sie es nie zu Fuß oder allein. Ich für mein Theil habe zwar ziemliche Gleichgültigkeit in dem Gesichte einiger Löwen bemerkt, die ich gegen Abend traf; aber bei Allen, die mir in der Nacht vorkamen, fand ich sehr feindselige Gesinnungen. Ein einzelner unbewaffneter Mensch ist bei einem solchen Zusammentreffen unrettbar verloren, und darum entferne ich mich im Gebirge während der Nacht nie von meinem Zelte, ohne die Büchse bei mir zu haben."

„Das Brüllen des Löwen haben Sie kürzlich einmal gehört. Ich habe es oft und lange beobachtet, und kann darüber sprechen. Wenn ein Löwe und eine Löwin zusammen sind, brüllt stets die Löwin zuerst, und zwar in dem Augenblicke, wo sie das Lager verläßt. Das Brüllen besteht aus

etwa einem Dutzend Tönen, die mit Seufzern beginnen, allmählig lauter werden, bis zum Donner anschwellen, und wieder mit Seufzern endigen. Zwischen zwei Tönen liegt immer eine Pause von einigen Sekunden. Der Löwe wechselt mit der Löwin ab, und sie brüllen so fort von Viertelstunde zu Viertelstunde, bis sie zu dem Duar gelangen, das sie überfallen wollen."

„Der Löwe lebt 30 bis 40 Jahr. Im Durchschnitt tödtet oder verbraucht er in einem Jahre für fünfhundert Thaler Pferde, Rinder, Schafe, Kameele und Maulthiere. Bei einer mittleren Lebensdauer von 35 Jahren kostet also jeder Löwe den Araber fünfzigtausend Thaler, — ein rundes Sümmchen, das zwanzigmal mehr beträgt, als der Araber Abgaben an den Staat bezahlt."

„Die hervorstehenden Züge im Charakter des Löwen sind, Trägheit, Ruhe und Kühnheit. Was seine vielgepriesene Großmuth betrifft, so sage ich mit dem arabischen Sprichworte: „Wenn du zu einer Reise aufbrichst, so sei nicht allein, und bewaffne dich, als solltest du mit einem Löwen zusammentreffen."

„Aber," nahm Robert das Wort, „bei so ungeheurem Schaden, den die Löwen anrichten, sollten die Araber doch Alles aufbieten, sie auszurotten."

„Sie thun, was sie können," versetzte der Kapitän. Aber das ist nicht viel, und reicht nicht aus. Sie fangen ihn in Schlingen und Gruben, schießen ihn auf dem Anstande von einem sicheren Versteck aus, indem sie ihn durch ein todtes Kind oder Schwein in ihre Nähe locken, oder sie jagen ihn auch, aber immer nur, wenn viele Schützen beisammen sind. Oft genug mißglückt diese Jagd, und selten wird ihr Zweck erreicht, ohne daß nicht vorher mehrere der Jäger den Krallen und Zähnen des Löwen erlegen sind. Den Löwen allein, in der Nacht, so zu sagen, Mann gegen Mann anzugreifen, wagt auch der kühnste Araber nicht, und darum hegen sie auch den größten Respekt vor einem Jäger,

der sich dieser Gefahr aussetzt, und den Löwen allein mit der Büchsenkugel tödtet. Einen Mann, der öfter als einmal solches Wagestück glücklich ausgeführt, nennen sie Löwentödter, und haben Achtung vor ihm."

„Ich habe nicht selten den Jagden der Araber beigewohnt, und oft haben sie mich, wie heute, zu ihrem Beistande gerufen. Bei einer solchen Gelegenheit, als einmal im Monat Februar der Stamm der Uled-Cessi mich aufforderte, Jagd auf zwei Löwen zu machen, kam Etwas vor, das ich gern erzähle."

„Man hatte alle Männer des Stammes zusammenberufen, und Keiner blieb aus, weil Alle glaubten, ich allein werde jeden Löwen erlegen. Die beiden Löwen befanden sich in einem dichten Mastix-Walde, in dem wir sie bisweilen sahen, als wir Rath darüber hielten, wo wir den Angriff am besten unternehmen könnten. Obgleich ich im Voraus entschlossen war, die Mitwirkung der Uled-Cessi abzulehnen, sah ich doch die Versammlung gern, weil ich dabei lernen, hauptsächlich aber den Arabern zeigen konnte, was der Wille eines Christenhundes zu leisten vermag. Ich ließ also zunächst die Alten allein sprechen, als wir die Jagd in Gesellschaft unternehmen wollten. Die Berathung dauerte lange und war sehr stürmisch. Die Alten meinten, ich solle zwei oder drei Schritt vor den in dichter Reihe mir Folgenden gehen; die jungen Männer dagegen waren über solche Einrichtung empört: sie wollten vorangehen und mir den Platz zwischen ihnen und den Alten anweisen, welche gleichsam eine Reserve bilden sollten, im Fall der Löwe je durchbräche. Während ich sie reden und sich streiten ließ, bemerkte ich in meiner Nähe einen Greis und einen Knaben von fünfzehn oder sechszehn Jahren, die unbekümmert um die Anderen lebhaft mit einander sprachen."

„Mein Sohn," sagte der Vater, „du weißt, daß ich keinen Knaben außer dir habe, daß ich alt werde, und vor Kummer sterben würde, wenn dir ein Unglück begegnete."

„Bin ich nicht ein Mann?“ fragte der Knabe.

„Ja, du bist ein Mann,“ antwortete der Vater lächelnd, „und ich bin stolz auf dich, mein Blut. Aber dein Bruder war auch ein Mann, und doch fand er vor einem Jahre hier, in diesem Gebirge, den Tod, und ich, sein Vater, obgleich anwesend, vermochte ihn nicht zu retten. Der Löwe ist schrecklich, mein Sohn, schrecklich, wenn er angreift. Das Auge des Menschen wird unsicher vor seinem Blicke; seine Hand zittert, weil das Herz ihm stürmisch pocht, und die Kugel, wenn sie auch trifft, trotz der Unruhe in Herz und Hand, sie tödtet nicht, denn ein Löwe erträgt mehrere Kugeln.“

„Aber Vater,“ erwiederte der Knabe, „wenn ich heute nicht schießen soll, warum hast du mich mit zur Versammlung genommen? Es ist eine Schande für mich, von ihr zurückzugehen!“

„Ich nahm dich mit, erstens, weil ich nicht wußte, daß es zwei Löwen statt eines Einzigen zu bekämpfen gäbe, dann aber auch, weil du schon lange gewünscht hast, den Löwenmann, den Fremden zu sehen, der heute hier ist. Da steht er, neben dir! Besieh' ihn genau, damit du deiner Mutter und den Leuten im Duar von ihm erzählen kannst. Hast du ihn betrachtet, dann gehen wir.“

„Gehe du, Vater, wenn du willst, — ich bleibe!“ entgegnete der Knabe. Wenn der Löwenmann mich gehen sähe, würde er mich für feig halten, und er soll wissen, daß ich ein Sohn der Cessi bin!“

„Mich freute der Muth des bartlosen Knaben, und als dieser auch noch stolz ein schönes Pferd ausschlug, das ihm der Vater zu schenken versprach, wenn er mit ihm gehen würde, da machte ich dem edlen Wettstreite ein Ende, indem ich den Vater über die Folgen der Jagd beruhigte, und den jungen Menschen wegen seines Muthes belobte. Dann theilte ich der Gesellschaft mit, daß ich allein die Löwen erlegen wolle, und forderte nur Einen Araber auf, bei mir zu bleiben, und mir eine zweite Büchse jederzeit bereit zu halten.“

„Mein Anerbieten wurde mit allgemeiner Freude angenommen. Die Araber zogen sich auf einen von mir bezeichneten Beobachtungsposten zurück, und sie hatten ihn kaum erreicht, als ein Löwe aus dem Dickicht auf mich zukam. Der zweite folgte etwa fünfzig Schritte hinter ihm. Ich saß auf einem Felsblocke, der die nächste Umgebung etwas überragte, und in einigen Absätzen nach unten abfiel.

„Der Araber befand sich neben mir. Ich griff nach meinem Gewehr und spannte den Hahn; ebenso spannte ich den Hahn an dem einläufigen Reserve-Gewehr, das ich dem Araber ließ, nachdem ich ihm eingeschärft hatte, es mir sofort zu reichen, wenn ich die beiden Läufe meines eigenen Gewehres abgeschossen hätte."

„Der erste Löwe sprang auf die unteren Absätze an dem Felsblocke und blieb stehen; ich wollte eben auf ihn abdrücken, als er sich nach dem zweiten umsah. Durch diese Bewegung wurde er mir noch mehr schußrecht, und ich zögerte daher nicht, Feuer zu geben. Der Schuß krachte, der Löwe stürzte brüllend, machte zwar eine Anstrengung, sich wieder aufzurichten, brach aber nochmals zusammen. Beide Schulterblätter waren ihm zerschmettert."

„Der zweite Löwe setzte bereits einen Fuß auf den Felsen, als ihn die zweite Kugel aus meiner Büchse dicht hinter das Schulterblatt traf. Er wankte zwar, raffte sich aber sofort wieder zusammen, und setzte mit einem ungeheuren Sprunge auf den Felsen hinauf. Die Lage war kritisch, und ich wäre verloren gewesen, wenn mein Begleiter, der Araber, mich feig verlassen hätte. Aber er wankte nicht. Ich nahm ihm das Gewehr aus der Hand, legte an, zielte auf die Schläfe des Löwen, drückte ab und streckte ihn, nur vier Fuß weit von mir entfernt, leblos zu Boden. Hierauf jagte ich dem erst getroffenen Löwen noch eine zweite Kugel durch den Kopf, und die Jagd war beendigt. Die Araber, als ich zu ihnen zurückkehrte, empfingen mich mit Jubelgeschrei, und mit allen Beweisen von Hochachtung. Der

Christenhund hatte seine Schuldigkeit gethan und ihnen Respekt eingeflößt."

„Es war eine kühne That, von glücklichem Erfolge gekrönt," sagte Robert. „Aber, Kapitän Gerard, ich bitte, sprechen Sie einmal ganz aufrichtig mit mir. Ihr Muth hat sich unter allen Umständen bewährt, und ist gar nicht in Zweifel zu ziehen; sie können deßhalb ungescheut die Wahrheit sagen. Welche Eindrücke empfinden Sie bei einem Kampfe mit dem Könige der Wälder? Was fühlen Sie, wenn Sie einem solchen Gegner gegenüber stehen? Ungefähr Etwas, wie bei einem Zweikampfe?"

„Wie bei einem Zweikampfe?" entgegnete der Kapitän lächelnd. „Ich habe, dem Löwen gegenüber, etwa das Gefühl eines Mannes, der sich nackt mit einem Geharnischten schlagen soll. Lieber zehn Duelle, als einen Kampf mit dem Löwen. Aber das ist einmal mein Beruf und meine Leidenschaft, den Löwen zu jagen, obwohl ich nicht eigentlich sein Feind bin, sondern ihn eher liebe und bewundere. Er ist wahrlich der König der Schöpfung! Sehen Sie nur erst einmal einen Löwen, dessen Gebrüll man drei Stunden weit hört! Sehen Sie ihn, ruhig und stolz, mit anmuthigen und doch kräftigen Bewegungen herankommen! Sehen Sie sein Erstaunen beim Erblicken eines Menschen, des einzigen Wesens, das ihm in's Auge zu schauen wagt! Seien Sie einmal Zeuge vom dem Entsetzen aller anderen Geschöpfe, die bei der Annäherung des mächtigen Alleinherrschers zittern, beben und wehklagen, — und dann erst werden Sie begreifen, was ein Löwe ist. Man kann ihn tödten, nie aber besiegen. Jedesmal, wenn ich einen Löwen erlegt habe, zu dem Todten hintrete, seine Zähne, weiß wie Elfenbein, seine ebenholzschwarzen Klauen, und seine muskelstarken Glieder betrachte, die es ihm möglich machen, mit Einem Satze fünfundvierzig Fuß zu überspringen, — jedesmal fühle ich dann beinahe Etwas wie Reue über meine That, und frage



mich selbst: „Hattest du das Recht, du schwacher Zwerg, solchem Riesen das Leben zu nehmen?“

„Und doch treten Sie ihm ohne Unruhe entgegen?“ fragte Robert weiter.

„Gewiß, denn Unruhe würde die Gefahr verzehnfachen,“ versetzte der Kapitän. „Aber ich läugne nicht, daß ich alle Willenskraft zusammennehmen muß, um der Unruhe und Besorgniß Herr zu werden. Sie wissen wohl, ich habe eigentlich ein ruhiges, leidenschaftsloses Gemüth. Mein Puls schlägt gewöhnlich sechszig, höchstens siebzig Mal in der Minute. Wenn aber ein Araber zu mir kommt, und mich auffordert, einen Löwen zu tödten, dann werde ich fieberhaft aufgeregt, und mein Puls schlägt fünfundsiebzig bis achtzig Mal. Da, Robert, fühlen Sie selbst!“

Er streckte seinen Arm aus, und mit Erstaunen bemerkte Robert die fieberhafte Aufregung seines Blutes, wovon äußerlich auch nicht eine Spur zu sehen war, denn Kapitän Gerard schien ganz so gelassen wie sonst.

„Nun denn,“ fuhr er fort, „diese Aufregung dauert, bis ich dem Löwen gegenüber stehe. Jetzt hört sie plötzlich auf; die absolute Nothwendigkeit der Ruhe und die Größe der Gefahr legt gleichsam die Hand auf das Herz, und unterbricht seinen Schlag. Ich empfinde dann einen Augenblick des höchsten Genusses, eines Genusses, der wie ein goldner Rahmen mein Leben umschließt. Dieser Genuß beginnt, sobald ich auf den Löwen ziele, und ich ziele auf ihn, sobald ich ihn sehe. Kommt er bis auf fünfzehn Schritte heran, so ist er verloren. Seit ich vertrauter mit ihm geworden bin, lasse ich wohl auch ein paar mal eine Gelegenheit zum Schießen vorübergehen, um den Genuß zu verlängern; endlich aber drücke ich doch ab, und ich bin gerettet, sobald ich mein Fleisch von seinen Klauen nicht zerreißen, meine Knochen unter seinen gewaltigen Zähnen nicht krachen und splittern fühle. Ich suche durch den Pulverdampf hindurch zu sehen. Der Löwe ist entweder todt oder er sucht mich,

oder er entfernt sich langsam von mir. Niemals flieht der Löwe. Ist er gestürzt, — was selten vorkommt, — so warte ich, bis die Todes-Zuckungen ganz aufgehört haben, und erst dann trete ich näher, in Schweiß gebadet, und so matt von der furchtbaren, kaum überstandenen Aufregung, daß ich mich auf den ersten besten Stein niedersetzen muß. Ist der Löwe auf den ersten Schuß nicht niedergestreckt, so schieße ich sofort noch einmal, lege die Büchse bei Seite, greife nach einer zweiten, die schußfertig neben mir liegt, und schieße nun so lange, bis der Löwe fällt. Geht er verwundet fort, so gehe ich auch, denn ich weiß, daß ich ihn am andern Morgen todt, oder doch vom Blutverlust äußerst ermattet wiederfinden werde. Folgen darf man ihm nicht, denn ein verwundeter Löwe ist ein gefährlicherer Gegner, als selbst der unverwundete. Den gewöhnlichen Gleichmuth aber finde ich erst wieder, wenn mir am andern Morgen meine Kundschafter die Nachricht gebracht haben, daß der angeschossene Löwe getödtet ist. — Da haben Sie eine Schilderung meiner Gefühle auf der Löwenjagd."

Robert saß noch, über das Gehörte nachdenkend, in tiefem Sinnen da, als der Scheik in das Zelt zurückkehrte und die Meldung brachte, daß der alte Häuptling mit seinen Begleitern davon geritten sei.

„Und was wirst du nun beginnen, mein Freund?" setzte er fragend hinzu.

„Ich?" versetzte Gerard, — „ich werde gegen Abend ihnen folgen, um vor Einbruch der Nacht an Ort und Stelle zu sein. Mein junger Freund hier wird mich begleiten."

„Um mit dir die Löwen zu jagen?"

„Gewiß! Ich sagte dir nicht, er fürchtet den Löwen so wenig, wie eine Hyäne!"

Der Scheik warf Robert einen Blick des Erstaunens und der Verwunderung zu, der diesen mit Stolz erfüllte.

„Allah sei mit Euch," sprach er dann. „Ich ziehe vor,

in mein Duar zurückzukehren. Meine Pferde und meine Sklaven aber stehen zu Euren Diensten."

Kapitän Gerard neigte das Haupt, ohne eine weitere Antwort zu geben. Er wußte schon, daß der Entschluß des Scheik unabänderlich gefaßt sei. Eine Stunde später ritt derselbe auch wirklich davon, ließ den beiden Freunden aber ihre Pferde und die meisten Diener zurück. Ein Theil derselben sollte dem Kapitän Gerard folgen, die Uebrigen nach seiner Abreise die Zelte abbrechen, und dem Scheik in sein Duar nachbringen.

Fünftes Kapitel.

Die Löwenjagd.

Drei Stunden vor Sonnen-Untergang bestiegen Kapitän Gerard, Robert und die ihnen vom Scheik zugewiesenen Diener ihre Pferde, und ritten nach dem Duar hinüber, wo sie von Tajeb, dem alten Häuptlinge, und sämmtlichen Kriegern des Stammes erwartet, und bei ihrer Ankunft, kurz vor Einbruch der Nacht, mit einem lauten Freudengeschrei empfangen wurden. Sie sprangen aus dem Sattel. Kapitän Gerard und Robert nahmen ihre Waffen an sich, und nun erst wendete sich der Kapitän an Tajeb mit der Frage:

„Haben deine jungen Männer das Lager der Löwen aufgespürt, und kennen sie die Fährte?"

„Es ist geschehen," versetzte der alte Häuptling. Sie kommen jeden Abend an eine Schlucht, durch welche der Fluß strömt, um dort ihren Durst zu löschen. Ich werde morgen meinem Bruder die Schlucht zeigen."

„Du wirst sie mir und meinem jungen Freunde noch heute, sogleich zeigen,“ erwiederte der Kapitän. „Wir sind entschlossen, noch diese Nacht den Kampf zu beginnen.“

„Du, mein Bruder, und dieser? Ihr Beide allein? Noch diese Nacht?“ antwortete der alte Häuptling betroffen.

„Du sagst es!“ entgegnete der Kapitän kurz. „Führe uns.“

„Aber willst du nicht wenigstens Eine Nacht in meinem Zelte ruhen?“

„Ich schlafe nicht ihm Zelte, wenn der Löwe wacht! Führe uns!“

„Mein Bruder hat große Eile!“ sagte der alle Tajeb mit sehr verwunderter Miene. Aber er wird doch wenigstens einige von unseren jungen Männern zu seiner Begleitung und Verstärkung mitnehmen. Siehe, sie stehen bereit.“

„Ich bedarf keiner Begleitung und keiner Verstärkung,“ versetzte der Kapitän mit trockenem Stolze. „Mein Freund und ich sind uns genug.“

Die Araber blickten mit Staunen auf den Mann, der so sprach. Er wollte wagen, was Keiner von ihnen Allen jemals gewagt hätte, nicht um alle Schätze der Welt gewagt hätte, — und er that es, ohne Lohn, ohne Gewinn, aus reiner, menschenfreundlicher Gefälligkeit. Der Christenhund, wenn sie ihn auch vorher insgeheim verachtet hätten, jetzt flößte er ihnen Respekt ein.

Der alte Tajeb zögerte nun nicht länger, den beiden Löwenjägern zum Führer zu dienen, und geleitete sie an die Schlucht. Sämmtliche Krieger des Stammes folgten ihnen auf dem Fuße. Durch eine dichte Waldung gelangte man an Ort und Stelle.

„Hier ist es,“ sagte der alte Tajeb.

„Gut!“ versetzte der Kapitän. „Geh' nun wieder mit deinen Leuten nach Hause, denn die Nacht kommt rasch herbei, und die Löwen können jeden Augenblick erscheinen.“

„Und willst du wirklich allein zurückbleiben mit deinem jungen Freunde?“

„So ist es."

„Nun denn, dein Wille geschehe!" sagte der Alte. „Aber gestatte wenigstens, daß ich und meine Leute, bevor wir dich verlassen, unser Abendgebet verrichten und Gott bitten, daß er Euch während der Nacht in seine Obhut nehme. Glaube mir, Niemand von uns Allen wird diese Nacht sein Auge schließen, sondern wir alle werden wach bleiben, um auf den Knall deiner Büchse zu lauschen."

Nach diesen Worten wendete er sich zu seinen Kriegern, und Alle beteten für das Heil der beiden kühnen Löwenjäger. Robert empfand eine tiefe Rührung bei dem Anblicke dieser Männer, deren Glauben den Seinigen feindselig war, und die trotzdem für die Christen zu ihrem Gotte fleheten. Selbst Kapitän Gerard, obgleich an dergleichen Auftritte schon eher gewöhnt, blieb nicht ganz unbewegt, sondern erhob seine Gedanken mit den Arabern fromm und demüthig zum Höchsten.

Als das Gebet beendigt war, näherte sich der alte Tajeb wieder dem Kapitän und sagte:

„Wenn es Gott gefällt, unsere Gebete zu erhören und dich zu schützen, so zünde zur Beruhigung derer, die dich lieben, ein Feuer an, nachdem du den Löwen getödtet hast. Meine Leute sollen einen Scheiterhaufen bereit machen, damit wir, wenn unsere Ohren das Krachen deiner Büchse vernommen haben, mit unseren Augen auch das Zeichen deines Sieges sehen."

Kapitän Gerard gab bald diesem Wunsche nach, und in wenigen Minuten wurde ein großer Holzstoß in einer Weise hergerichtet, daß er ohne Mühe mit Hülfe eines Schwefelhölzchens in Brand gesetzt werden konnte. Während die Leute Tajebs hiermit beschäftigt waren, und zwar mit einem Eifer, den man bei den körperlich trägen Arabern sonst nicht zu finden pflegt, blieb Tajeb bei dem Kapitän Gerard, und sagte zu ihm:

„Wenn ich wüßte, daß du mich nicht verspotten würdest, möchte ich dir einen guten Rath ertheilen."

„Sprich!“ erwiederte der Kapitän. „Die Worte eines Greises sind stets geachtet.“

„So höre mich an, mein Bruder. Wenn die Löwen in dieser Nacht kommen, und der Herr mit dem dicken Kopfe vorausgeht, so achte nur auf diesen, und nicht auf die Anderen. Die Jungen sind schon zu groß, als daß der Alte sich noch um sie bekümmern sollte, aber Alle verlassen sich auf den Vater. Darum empfehle ich dir den Herrn mit dem dicken Kopfe. Bedenke wohl, daß er dich tödtet, wenn du ihn fehlst, und daß dann die Anderen dich auffressen.“

„Ich werde auf deine Warnung achten, mein Vater,“ antwortete der Kapitän.

In diesem Augenblicke hatten die Araber den Holzstoß aufgeschichtet, und riefen ihrem Häuptling zu, zu kommen.

„Geht nur voraus, ich komme nach,“ rief er zurück, und sagte dann so leise, daß nur Robert, der dicht daneben stand, es hören konnte, mit geheimnißvollem Tone: „Er hat mir meine schönste Stute und zehn Stiere geraubt.“

„Wer?“ fragte der Kapitän.

„Nun, Er!“ antwortete der Häuptling, und schüttelte drohend die geballte Faust nach dem Gebirge hin.

„Wer denn? So nenne doch den Räuber!“ sagte der Kapitän ungeduldig.

„Nun der Herr mit dem Kopfe!“ erwiederte der alte Häuptling mit zugleich so ängstlicher und zorniger Miene, daß Robert nur mit Mühe ein Gelächter unterdrücken konnte. Kapitän Gerard aber blieb vollkommen ernst und sagte eben so:

„Geh' in Frieden, mein Vater! Ich werde Sorge tragen, den Herrn mit dem dicken Kopfe für seinen Frevel zu strafen!“

Der alte Häuptling nickte, sehr zufrieden über dieses Versprechen, mit dem Haupte, und entfernte sich dann, um seinen Leuten nachzueilen, die schon eine Strecke voraus waren. Der Kapitän und Robert blieben ganz allein zurück.

Obgleich es schon zu dunkeln begann, konnten sie doch noch so ziemlich ihre nächsten Umgebungen erkennen. Die Schlucht, in welcher sie sich befanden, war von großer, malerischer Schönheit, aber zugleich furchtbar wild. Zur rechten und Linken erhoben sich fast senkrecht aufsteigende Felsenwände, durchfurcht und zerrissen von unentwirrbaren Schluchten, und mit Wäldern von Korkeichen, Maulbeer- und Mastix-Bäumen bedeckt. Zwischen diesen Bergwänden strömte ein Fluß, dessen Ufer von zahllosen Thierfährten bedeckt waren. Zu diesem Flüßchen mußten die Löwen kommen, um ihren Durst zu löschen.

Kapitän Gerard betrachtete mit Kennermiene die Umgebung, wählte seinen Platz für die Nacht neben einem Oleander-Busche an der Furt, und forderte Robert auf, nicht weit von ihm an seiner Seite ebenfalls Platz zu nehmen.

„Wenn die Löwen kommen," sagte er, „so werden sie jedenfalls uns grade gegenüber am anderen Ufer des Flüßchens erscheinen. Schießen Sie nicht ohne Noth, und jedenfalls nicht eher, als bis ich selber geschossen habe."

Robert versprach es und nahm seinen Posten ein.

Es wurde allmählig dunkel, endlich so finster, daß man kaum noch die Hand vor den Augen sehen konnte. Robert saß still und regungslos, insgeheim verwundert darüber, daß man bei so finsterer Nacht schießen, und nicht nur schießen, sondern auch treffen, ganz sicher treffen sollte. Ringsumher herrschte die tiefste Ruhe. Kein Blatt regte sich, die ganze Gegend schien wie ausgestorben zu sein. Robert strengte sich an, irgend einen befreundeten Laut, etwa das Bellen eines Hundes oder den Klang einer menschlichen Stimme, zu vernehmen, — aber Alles blieb ruhig und dunkel, und er fühlte sich erschreckend einsam und allein, da er, trotz der geringen Entfernung von ihm, nicht einmal die Gestalt seines Freundes Gerard zu erkennen vermochte.

Da ging ganz unerwartet, aber zu Roberts nicht geringer Freude der Mond auf, und verbreitete ein schwaches Licht

in der Schlucht. Robert athmete etwas erleichtert auf, und gewahrte zu seiner Beruhigung seinen Gefährten, welcher unbeweglich, wie eine Bildsäule, auf seinem Posten saß und die Büchse schußfertig in der Hand hielt.

Die Zeit verging. Da, es mochte etwa elf Uhr sein, glaubte Robert jenseit des Baches das Geräusch von Tritten im Walde zu hören. Es kam näher, und bald blieb kein Zweifel übrig, daß es von mehreren großen Thieren verursacht wurde. Robert strengte seine Augen an, und mit Herzpochen bemerkte er zwischen den Bäumen hindurch mehrere röthlich leuchtende Punkte, die sich langsam vorwärts bewegten. Das war also die Löwen-Familie, die auf ihrem gewöhnlichen Wege zur Furt kam.

„Aufgepaßt!" flüsterte ihm jetzt Kapitän Gerard ganz leise und kaum vernehmbar zu. „Es sind nur drei, und zwar die Jungen. Sie stehen am Flusse. Nehmen Sie den Ihnen am nächsten Stehenden auf's Korn, und schießen Sie, sobald ich abgedrückt habe. Zielen Sie gut. Es ist keine Gefahr!"

Der Kapitän Gerard erhob seine Büchse, zielte nur einen kurzen Moment und drückte ab. Unmittelbar nach ihm schoß Robert, und dann nach ihm krachte ein dritter Schuß aus der Doppelbüchse des Kapitäns.

Ein furchtbares, schmerzliches Brüllen folgte den Schüssen unmittelbar. Zwei von den Löwen sah Robert in krampfhaftem Zucken sich am Boden wälzen; der dritte stürzte sich in das Wasser, klimmte, immer vor Schmerz und Wuth brüllend, das Ufer herauf, und schien ganz geneigt, die Jäger angreifen zu wollen.

„Ueberlassen Sie ihn mir!" rief der Kapitän seinem Genossen zu. „Zum Glück führe ich noch eine Doppelbüchse bei mir!"

Bis auf drei Schritt war der Löwe bereits herangekommen, da traf ihn die Kugel des Kapitäns, und warf ihn in das Flußbett zurück. Aber noch einmal raffte er sich,

vom Wasser, wie neu belebt, auf, kam wieder bis auf wenige Schritte heran, und erst die dritte Kugel, die der Kapitän ihm durchs Auge jagte, streckte ihn todt nieder.

„Das war der Ihrige, mein lieber Robert," sagte Kapitän Gerard, indem er ruhig und kaltblütig seine beiden Büchsen wieder lud. „Sie sehen, es ist nicht ganz leicht, den Löwen mit Einem Schusse niederzustrecken. Im Ganzen haben Sie aber die erste Probe doch ziemlich gut bestanden, besser, als ich erwartete, denn Ihre Kugel hat dem Burschen beide Schultern zerschmettert. Ein Glück übrigens, daß die beiden Alten nicht mit zugegen waren. Sie würden uns übel mitgespielt haben."

„Wissen Sie gewiß, daß dieß nicht die Alten sind?" fragte Robert. „Ich meine sie hätten eine bedeutende Größe."

„Ei, ja, es sind schon ziemlich respektable Bursche," versetzte der Kapitän; — „aber weder der Herr mit dem dicken Kopfe, noch auch seine Frau Gemahlin befinden sich unter ihnen. Diese Beiden werden wir erst später zu sehen bekommen. Uebrigens haben wir in dieser Nacht wahrscheinlich nichts mehr zu thun, als unserem Versprechen gemäß den Scheiterhaufen der Araber anzuzünden, und ihnen so das Zeichen zu geben, daß unsere Jagd glücklich ausgefallen ist. Die Leute können in der That zufrieden sein, daß wir sie mit Einem Schlage von drei so gefährlichen Räubern befreit haben."

Nach wenigen Minuten loderte der Holzstoß hoch auf, und beim Schein der leuchtenden Flammen betrachtete Robert die erlegten Thiere. Es waren herrliche Geschöpfe, beinahe völlig schon ausgebildet und sehr fett, jedenfalls reichlich das Pulver werth, das auf sie verschossen worden.

Die Nacht verging ohne weitere Störung. Bei Tagesanbruch kamen mehr als zweihundert Araber, Männer, Weiber und Kinder herbei, um die erlegten Feinde in Sicherheit zu betrachten und, nach ihrer Gewohnheit, auszu-

schimpfen und zu schmähen. Der alte Tajeb aber näherte sich mit betrübter Miene dem Kapitän.

„Du bist ein großer Jäger, mein Bruder," sagte er. „Leider aber kannst du nicht überall gegenwärtig sein. Während du die Jungen erlegtest, haben mir der Herr mit dem dicken Kopfe und seine Gemahlin abermals einen Stier geraubt."

„Du wirst gerächt werden," versetzte der Kapitän. „Weißt du, wo sie den Stier verzehrt haben?"

„Gewiß! Noch vor einer Stunde sah ich die blutigen Ueberreste."

„Gut! Heute Abend werde ich an Ort und Stelle gehen, und hoffentlich wirst du morgen früh von Einem deiner Feinde, vielleicht von Beiden befreit sein."

„Allah wolle es geben," versetzte der Alte. „Es sind sehr reißende und sehr gefräßige Feinde!"

Während des Tages zogen sich Kapitän Gerard und Robert in ein Zelt zurück, um zu ruhen. Gegen Abend aber waren sie bereit, den Kampf mit den Löwen wieder aufzunehmen. Tajeb führte sie in eine Schlucht, wo in einem dichten Gebüsch von Olivenbäumen die Ueberreste des geraubten Stieres lagen. Brust und Keulen waren verzehrt: das Uebrige war noch unberührt.

„Dieß nehme ich als ein Zeichen, daß sie wiederkommen wollen," sagte der Kapitän. „Wir werden auch diese Nacht nicht umsonst wachen. Entferne dich, mein Vater, und sorge dafür, daß wir bis morgen früh ungestört bleiben!"

Tajeb ging, und die beiden Jäger nahmen ihre Posten ein unter einem alten Olivenbaume, kaum drei Schritt von den Resten des Stieres.

„Merken Sie auf Robert," sagte hier der Kapitän. „Es ist möglich, daß die beiden alten Löwen nicht zusammen, sondern Einer nach dem Anderen kommen. In diesem Falle überlassen Sie mir den Schuß, und Sie schießen erst, wenn ich etwa nicht tödtlich getroffen hätte. Kommen Sie aber

mit einander, so schießen Sie auf die Löwin, und ich übernehme den Löwen. Und nun ruhig. Wir müssen warten."

Es wurde Nacht, der Mond ging auf, Nichts rührte und regte sich. Endlich wurde ein dumpfes Brüllen vernehmbar; es kam näher; ein tiefer Kehllaut folgte ihm, welcher bei dem Löwen ein Zeichen des Hungers ist, — und jetzt zeigte sich ein mächtiger Kopf dicht bei den Stierresten.

„Die Mähne fehlt, — es ist nur die Löwin," flüsterte der Kapitän. „Lassen Sie mich gewähren, Robert!"

Die Löwin leckte gierig an dem Fleische des Thieres, aber sie mußte dennoch das Flüstern des Kapitäns gehört haben, denn sie wandte sich um, und warf einen wilden Feuerblick nach dem Olivenbaume hin. In demselben Momente krachte aber auch des Kapitäns Büchse, und die Eisenkugel schlug einen Zoll am linken Auge in den Schädel der Löwin ein. Brüllend richtete sich das verwundete Thier auf den Hinterbeinen in die Höhe, aber eine zweite Kugel, mitten in die Brust warf es zu Boden, wo es auf den Rücken fiel und die ungeheuren Tatzen zuckend umher warf.

„Die ist so gut, wie todt," sagte Kapitän Gerard, und lud seine Büchse wieder. „Schießen Sie nicht mehr, Robert! Ein Dolchstoß wird genügen, ihren Leiden ein Ende zu machen!

Nachdem die Büchse geladen war, zog der Kapitän seinen Dolch und trat auf die Löwin zu, um ihr die Klinge in's Herz zu stoßen. Aber wider alles Vermuthen parirte sie den Stoß, und die starke Klinge zerbrach an dem Knochen ihres Vorderbeines. Ein letztes Gebrüll herausstoßend, richtete sie noch einmal den gewaltigen Kopf auf und fletschte die furchtbaren Zähne gegen den Kapitän. Da fiel abermals ein Schuß, und unmittelbar darauf brach das Thier völlig todt zusammen.

„Danke, mein lieber Robert," sagte der Kapitän. „Die Bestie war zwar nicht gefährlich mehr, aber sie hätte mir ohne Ihren glücklichen Schuß doch noch einen tüchtigen

Schlag mit der Tatze versetzen können. Sie haben Geistesgegenwart, und ich muß Sie loben darum. Die Alte und die Jungen hätten wir nun, und es fehlt uns nur noch der Herr mit dem dicken Kopfe. Ich fürchte, dieser wird uns noch zu schaffen machen. Jedenfalls jagt er diese Nacht auf frisches Wild, und wird deßhalb schwerlich hieher kommen. Wenn er aber die Abwesenheit seiner Gemahlin merkt, wird er sie suchen, und wir können vielleicht morgen Nacht seinen Besuch hier erwarten."

Die Vermuthung des Kapitäns bestätigte sich; der Löwe erschien diese Nacht nicht. Aber auch in der folgenden Nacht ließ er sich nicht blicken, und so auch die nächsten drei Nächte nicht.

„Wir müssen ihn suchen lassen," sagte der Kapitän zu Tajeb, und dieser schickte sogleich alle seine Krieger auf Kundschaft aus. Aber noch zwei Tage und Nächte vergingen, und Robert wurde schon ganz ungeduldig, als endlich ein Kundschafter die Nachricht brachte, daß man das Lager des Löwen entdeckt habe. Er steckte in einem dichten, unzugänglichen Gebüsche. Dort einzudringen war unmöglich, und man mußte sich daher entschließen, ihn durch eine Lockspeise auf die Lichtung zu locken. Eine Ziege wurde dazu ausersehen, und noch am nämlichen Tage brachen der Kapitän und Robert, in Begleitung zweier Kundschafter, welche dic Waffen trugen und die Ziege führten, nach dem Dickicht auf, in welchem sich der Löwe versteckt hatte. In der Nähe des Waldsaumes, auf einer etwa fünfzehn Ellen breiten Lichtung, die von hohen Bäumen umstanden war, nur etwa hundert und fünfzig Schritte von der Stelle entfernt, wo sich das Lager des Löwen befinden sollte, wurde die Ziege festgebunden. Die Araber entfernten sich dann, und die beiden Jäger stellten sich am Waldsaum auf, um hier die Ankunft des Löwen zu erwarten.

Es dauerte gar nicht lange, so erschien er. Langsam kam er herangeschritten, mit einer majestätischen Ruhe und

Gelassenheit, die in der That Ehrfurcht einflößte. Robert sah ihn mit Erstaunen herankommen, bis er kaum noch fünfzehn oder sechszehn Schritte entfernt war. Da blieb er, den beiden Jägern gegenüber, stehen, und schaute sie mit den blitzenden Augen groß und furchtbar an.

„Ein prachtvolles Geschöpf!" murmelte Kapitän Gerard. „Seit Jahren habe ich keinen so großen und majestätischen Löwen gesehen!"

„Wollen Sie nicht schießen, Kapitän?" fragte Robert. „Oder soll ich . . .?"

„Nein, um des Himmels Willen, Sie nicht," versetzte der Kapitän. „Ich werde schießen, sobald der rechte Moment gekommen ist. Ah, jetzt!"

Der Schuß donnerte, — unmittelbar darauf ein zweiter. Der Kapitän hatte geschossen; die beiden Kugeln mit den Eisenspitzen waren dem Löwen in den Leib gedrungen, er krümmte sich unter entsetzlichem Gebrüll, und wich dann in das Dickicht zurück. Die Araber stürzten nach dem Knallen der Schüsse eiligst herbei, und zweifelten, nachdem sie die Blutspuren gesehen, die der Löwe hinterlassen hatte, keinen Augenblick daran, daß er todt sein müsse. Sie wollten sogleich ihm nach und in das Dickicht eindringen, und nur ein strenger Befehl Gerards verhinderte diese Tollkühnheit.

„Ihr bleibt," sagte er, „und auch Sie, Robert, gehen nicht von meiner Seite! Wir werden bald sehen, wie wir mit dem alten Burschen dran sind."

Er nahm einen Stein, und warf ihn in das Dickicht, wo der Löwe verschwunden war. Sofort erschallte aus einer Entfernung von kaum zwanzig Schritten, ein tiefes, halb klagendes, halb drohendes Gebrüll, das dann Zeugniß gab, daß der Löwe wenigstens noch nicht todt war. Jetzt verging den Arabern die Lust, ihn aufzusuchen; aber er selber erschien plötzlich wieder am Rande der Lichtung und schritt mit starrender Mähne und mit aufgerissenem Rachen auf die Jäger zu.

„Schießt nicht!" schrie der Kapitän, — aber schon hatte Robert in der ersten Bestürzung über das plötzliche Erscheinen des furchtbaren Thieres sein Gewehr abgedrückt, und unglücklicher Weise gefehlt. Im nächsten Momente hatte ihn der Löwe zu Boden geworfen, hielt ihn mit einer Tatze nieder, und blickte wild auf die übrigen Jäger, welche, den Kapitän ausgenommen, eiligst die Flucht ergriffen hatten.

Die Lage war furchtbar, aber der heldenmüthige Kapitän verlor die Fassung nicht. Er trat dicht an den Löwen heran, und jagte ihm eine Kugel in die Brust. Der Löwe ließ Robert los, und wankte zurück, — aber er stürzte nicht, sondern lehnte sich gegen eine Gruppe junger Bäume, die unter seiner Last sich beugten und zum Theil brachen. Kapitän Gerard drückte den zweiten Lauf seiner Büchse auf das ihn grimmig anstarrende Thier ab, — sein Gewehr versagte. Er griff nach der zweiten Büchse, die er immer mit sich zu führen pflegte, — aber zum Unglück hatte sie Einer der Kundschafter in seiner Angst mit fortgenommen, und wehrlos stand der Kapitän seinem furchtbaren Feinde gegenüber. Er gab sich verloren; da, plötzlich, schauderte der Löwe zusammen und lag im nächsten Augenblicke völlig todt auf der Erde. Der Kapitän war gerettet!

Robert erholte sich bald von dem Schlage, den der Löwe ihm versetzt hatte. Er war mit einer tüchtigen Quetschung davon gekommen, die ihm wohl Schmerzen verursachte, aber weiter nicht gefährlich war.

Die Löwenjagd war zu Ende, und die beiden Jäger, nachdem sie von den dankbaren Arabern Abschied genommen, kehrten sie zu ihrem Freunde, dem Scheikh Ben-Abdallah zurück, der sie herzlich willkommen hieß, und mit Erstaunen die Abenteuer, die sie erlebt hatten, vernahm.

„Und dich also, mein Sohn," sagte er zu Robert, „dich hat der Herr mit dem dicken Kopfe zu Boden geworfen? Da kannst Du wirklich deinem Gotte danken, daß Du mit

dem Leben davon gekommen bist. Was hältst du aber jetzt, nachdem du seine persönliche Bekanntschaft gemacht hast, von dem Könige der Wüste?"

„Ich bekenne ganz aufrichtig und offen, daß ich früher ganz falsche Urtheile über den Löwen gefällt habe," versetzte Robert bescheiden. „Jetzt weiß ich, daß die Löwenjagd etwas Anderes ist, als eine Wolfsjagd oder eine Bärenhetze, und in Zukunft werde ich vom ‚Herrn mit dem dicken Kopfe' nie anders, als mit allem Respekt und aller Achtung reden."

„Und Sie werden wohl daran thun," sagte Kapitän Gerard, — Niemand wird Sie dann wieder für einen Prahler halten, wozu einige von unseren Kameraden in Algier eines Tages gar nicht übel Lust hatten. Im Ganzen aber, denke ich, können Sie mit den Ergebnissen unseres Ausfluges zufrieden sein, — Sie haben nicht nur gelernt, wie man den Löwen jagt, sondern noch etwas weit Besseres: die Bescheidenheit, die jedem Manne geziemt."

„Sie sind mein Lehrer gewesen, Kapitän Gerard," versetzte Robert herzlich, — „und ich danke Ihnen dafür!"

So endigte der Jagdausflug der beiden Freunde, und sie begaben sich bald darauf nach Constantine zurück. Robert wurde hier häufig von seinen Kameraden aufgefordert, seine erlebten Abenteuer zu erzählen, und er erfüllte ihre Wünsche. Aber er nahm sich dabei wohl in Acht, und redete nie wieder geringschätzig von dem Löwen, noch auch je wieder prahlerisch von Gefahren, die er noch nicht durch eigene Erfahrung kennen gelernt hatte. Mit Recht konnte daher Gerard an Roberts Vater schreiben: „Dein Sohn befindet sich wohl! Er ist keineswegs mehr ein Prahler oder Großsprecher, sondern ein wackeres und tapferes Herz mit bescheidenem Gemüth, was ich besonders an ihm schätze Gott behüte dich und ihn!"

„Schießt nicht!" schrie der Kapitän, — aber schon hatte Robert in der ersten Bestürzung über das plötzliche Erscheinen des furchtbaren Thieres sein Gewehr abgedrückt, und unglücklicher Weise gefehlt. Im nächsten Momente hatte ihn der Löwe zu Boden geworfen, hielt ihn mit einer Tatze nieder, und blickte wild auf die übrigen Jäger, welche, den Kapitän ausgenommen, eiligst die Flucht ergriffen hatten.

Die Lage war furchtbar, aber der heldenmüthige Kapitän verlor die Fassung nicht. Er trat dicht an den Löwen heran, und jagte ihm eine Kugel in die Brust. Der Löwe ließ Robert los, und wankte zurück, — aber er stürzte nicht, sondern lehnte sich gegen eine Gruppe junger Bäume, die unter seiner Last sich beugten und zum Theil brachen. Kapitän Gerard drückte den zweiten Lauf seiner Büchse auf das ihn grimmig anstarrende Thier ab, — sein Gewehr versagte. Er griff nach der zweiten Büchse, die er immer mit sich zu führen pflegte, — aber zum Unglück hatte sie Einer der Kundschafter in seiner Angst mit fortgenommen, und wehrlos stand der Kapitän seinem furchtbaren Feinde gegenüber. Er gab sich verloren; da, plötzlich, schauderte der Löwe zusammen und lag im nächsten Augenblicke völlig todt auf der Erde. Der Kapitän war gerettet!

Robert erholte sich bald von dem Schlage, den der Löwe ihm versetzt hatte. Er war mit einer tüchtigen Quetschung davon gekommen, die ihm wohl Schmerzen verursachte, aber weiter nicht gefährlich war.

Die Löwenjagd war zu Ende, und die beiden Jäger, nachdem sie von den dankbaren Arabern Abschied genommen, kehrten sie zu ihrem Freunde, dem Scheikh Ben-Abdallah zurück, der sie herzlich willkommen hieß, und mit Erstaunen die Abenteuer, die sie erlebt hatten, vernahm.

„Und dich also, mein Sohn," sagte er zu Robert, „dich hat der Herr mit dem dicken Kopfe zu Boden geworfen? Da kannst Du wirklich deinem Gotte danken, daß Du mit

Hoffmann, Franz,

Am Wachtfeuer Eine Erzählung für meine jungen Freunde. Von Franz Hoffmann. Mit 4 Stahlstichen

Stuttgart [1871]